

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 29.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. August 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

X. Band.

Amy Moss

oder

das Blockhaus am Scioto.

(Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Kate (Fortsetzung.)

„St!“ flüsterte Kate, „seid vorsichtig — da es nicht viele Indianer sind, so könnt Ihr sie überraschen. Folgt mir!“

Tief gebückt durch Gras und Rohr hinschleichend, führte Kate die beiden Männer mit einer Sicherheit und Ortskenntnis, welche an einem Mädchen höchst überraschend war. Ihre leichte Flinte übergeworfen, ohne die sie nie ausging, leitete sie ihre Gefährten mit möglichster Schnelle zum Saum des Waldes, an den Bäumen entlang, hinter ein Gesträuch, von wo aus sie den Ort der Scene übersehen konnten.

Es war ein steiniger, dorniger, wüster Platz, ohne schmückende Vegetation, obgleich die stolzen hohen Häupter der umgebenden Bäume einen dunklen Schatten über den kahlen Grund warfen. In der Mitte des Platzes, ungefähr 40 Yards von den Lauschern entfernt, umtanzten 6 kriegerisch aufgeputzte Indianer einen weißen Mann. Sie schlugen und stießen ihn, warfen ihn hin und her und begleiteten ihr grausames Luthum mit lautem Gelächter, das nur durch das Stöhnen und Beh-

klagen des unglücklichen Opfers beantwortet ward, eines Weißen, welcher unserer kleinen Reisegeellschaft unbekannt.

Es war ein Mann in prunkhafter roth und goldgestickter Livree, welcher vergeblich strebte, seinen Peinigern zu entkommen.

„So jour, Brudder — tanz', weißer Mann — soll gleich geröstet werden — schöner, großer Officier!“

„Rösten! Ihr nichtswürdigen nackten Hankwürste — lacht nur!“ rief der weiße Mann. „Ihr werdet schon müde werden. Ich will nicht tanzen, ich kann nicht, ich bin matt.“

„Tanz!“ sagte ein großer Indianer, ihn mit einer scharfen Art schlagend.

„Nun so lacht und schreit, so viel Ihr wollt,“ rief der Weiße. „Was seid Ihr denn, Ihr häßlichen Vogel-scheuchen? Wärt Ihr nur nicht so viel gegen mich Einem, so wollt ich Euch —“

„Der Aermste hält dies Alles nur für Scherz und Neckerei,“ sagte Charles leise.

„Es ist ein Engländer!“ erwiderte Harrod kalt.

„Sind wir nicht auch Engländer — Weiße — Christen?“ — flüsterte der junge Moss fast unwillig. „War nicht Euer eigner Großvater ein Engländer, war nicht Mary's Vater ein Engländer? Wir wollen den Mann retten!“

„Sie haben Recht, Sir!“ antwortete Harrod mit tiefem Schamroth auf seinem ehrlichen Gesicht. „Wir wollen ihn retten!“

Im nächsten Augenblick knallten drei Flintenschüsse, schoßten drei Blitze durchs Gebüsch und schredten die Gruppe der Wilden. Am meisten erstaunt war jedoch der Weiße. Jetzt

erst, wie es schien, begann er die Größe der ihn umgebenden Gefahr zu ahnen. Wild um sich blickend, zog er unter seinem Gewande eine eiserne Feile oder sonst ein ähnliches Werkzeug hervor, womit er wie rasend um sich hieb und stach, daß die zum Theil schon schwer verwundeten Indianer sich eilig flüchteten und im Walde verschwanden.

„Rettet Euer Leben, Mann — schnell hierher!“ rief Charles, einen Moment vortretend, dem Geretteten zu.

Dieser flog mehr als er ging durch den Thalgrund dem Gebüsch zu, während einige von den Indianern ihm nachsendende Flintenschüsse ihm die Größe der Gefahr noch deutlicher machten.

Im nächsten Augenblick war Cornelius Ragg unter dem Schutz des Gebüsches, welches seine Befreier beherbergte.

„Mein Seel! — hätt' ich doch nicht gedacht —“ sprach er, etwas zu Athem gekommen — „daß die häßlichen Schufte was anderes, als ihren Spas mit mir vorhätten!“

„Noch heut Abend hätten sie Euch geröstet! Verlaßt Euch darauf,“ sagte Charles trocken — „aber, haltet Euch ein wenig gebückt — Euer rother Rock verräth Euch sonst.“

„Gut,“ sprach Corney Ragg, sich niederbückend. — „Hier geht's verdammt ernsthaft zu. — Dank' Euch, meine Herren — freu' mich Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Jetzt wurden mehre Schüsse gewechselt herüber und hinüber, welche jedoch nach wenigen Minuten aufhörten, da die Indianer, durch den ersten Angriff schon erschöpft, zu einer Fortsetzung des Kampfes sich zu schwach fühlten, und nachdem sie sich tiefer in den Wald zurückgezogen, begab sich die kleine Karawane wieder auf den vorhin verlassen Weg.



Die Rettung. (Seite 221.)

„Wohin geht Ihr?“ fragte Charles neugierig den seltsamen Fremden, dessen reiche Livree sonderbar mit seinem groben, ungeschliffenen Weseu contrastirte.

„Mir recht, wohin; ich bin grad kein Kostverächter — wo ich bin, da bin ich. — Bin eben ausgerissen vom Froschloch — sie haben da meinen Herren eingesperrt — 's ist da eine Räuberbande, Sir!“

„Wer und was seid Ihr?“ fragte Charles überrascht, während Kate und Harrod aufmerksam der Antwort lauschten, in welcher Ragg, ohne das Geheimniß seines Herrens zu verrathen, Alles erzählte, was er in Ralph Regins' Hause erlebt.

Charles blickte Kate fragend an. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß der Mann die Wahrheit sagt,“ sprach Kate; „Ralph Regins ist des Mordes fähig — fragt Gram Cook.“

„Ja, Gram Cook sprach davon im Moß,“ bemerkte Charles. „O, diese Menschen sind gefährlicher als die Indianer! Hört, Fremder, kommt mit in unsre Behausung, erzählt meinem Vater Alles — er ist Richter — und wir unternehmen von dort aus einen Angriff auf das Froschloch, sobald erst andere bringendere Geschäfte erledigt sind.“

„Gut so!“ sprach Corney Ragg, mit dem Kopf nickend. — „Mein Herr selber ist auch ein Richter.“

„Verlaßt Euch darauf, Euer Herr wird gerettet, und der Schurke bestraft.“

„Will's hoffen!“ sagte der Fremde philosophisch — „wenn ich nur mit der Sprache heraus dürft“, würdet Ihr vielleicht anders reden.“

„Mr. Charles Moß,“ sagte jetzt Kate, ihren Schritt hemmend. „Hier stehen wir am Scheidewege. Sie gehen rechts, ich links. Fürchten Sie nicht für mich; ich bin überall sicher, und verlassen Sie sich darauf, in einigen Tagen erhalten Sie wichtige Nachrichten durch mich.“

„Ich danke Ihnen im Voraus,“ erwiderte Charles ehrerbietig. „Sie werden sehr willkommen sein auf dem Moß. — Reichen Sie mir die Hand Miß —“

„Mit Freuden,“ erwiderte Kate, des jungen Moßs Hand schüttelnd, und trat, die Uebrigen freundlich grüßend, in die Schatten des Waldes.

Eine Zeitlang schritten die drei Männer still neben einander her; plötzlich brach Charles Moß das Schweigen und sagte zu Harrod gewandt: „Sie scheint ein gutes, offenerziges Mädchen; es ist ein Jammer, daß sie bei diesem Ralph Regins aufwachsen mußte!“

„Was?“ rief Ragg, Charles Arm fast convulsivisch packend, „die Dirn' ist Ralph Regins'?“

„Nun ja!“ antwortete Charles überrascht — „was ist dabei so erstaunlich?“

„Um die Just sind wir von England herübergekommen,“ rief Ragg, einmal über das andere sich vor die Stirn schlagend; „sie ist die Tochter von meinem Herrn!“

„Seid Ihr von Simmen?“ rief der junge Moß, den Reitschnack scharf ins Auge fassend.

„Das bin ich nicht!“ betheuerte Ragg. — „Hören Sie mir nur zu, da wird's Ihnen klar werden!“ und hastig, in seiner ungeschulten, unzusammenhängenden Weise erzählte er den Hergang der Sache, dem die beiden Amerikaner mit großem Interesse zuhörten, während des Jünglings Augen von ungewöhnlichem Feuer leuchteten.

„Gut!“ sprach Charles; „seid unbesorgt, ich werde die Angelegenheit in die Hand nehmen. In einigen Tagen kommt Kate in das Moß. — Dieser Ralph Regins ist ein verworfener Böhewicht, aber er soll büßen!“

„Recht so,“ rief Corney Ragg, dessen Enthusiasmus den höchsten Grad erreicht. — „Nu, Master Hackett, macht Euch immer bereit — 's geht bald ans Schulden bezahlen! ja, ja!“

„Wer ist Hackett?“ fragte Charles. „Hackett oder Regins, oder Robbs — 's ist all eins, er hat so viel Namen, als die Katze Leben hat. — Er war, was man ein Straßentrüber nennt!“

„Wahrhaftig, ein prächtiger Bursch, um das einzige Kind liebender Eltern zu erziehen!“ sprach Charles vor sich hin; „doch dort ist das Moß; laßt uns eilen — sie geben uns schon Zeichen vom Blut!“

Cornelius Ragg betrachtete die Ballisaden, das Blockhaus, den ganzen Bau mit großem Interesse. Es war ihm ein ganz neuer Anblick, wie überhaupt Alles, was er in America antraf; sogar die Indianer hatten ihn anfangs mehr belustigt, als ihm Schrecken und Furcht eingeflüßet.

Die Rückkehrenden wurden mit Freuden begrüßt. Der junge Moß eilte seinem Vater und seiner Schwester entgegen, während Harrod Cornelius Ragg mitnahm und diesen in die Geheimnisse dieser Waldrepublik einweihte.

„Welche Nachrichten bringst Du, mein Sohn?“ fragte der Richter hastig.

„Amy ist sicher, obgleich noch gefangen; Gusta ist mit Harrod den Indianern auf der Fährte; doch Harrod, es thut mir leid, es sagen zu müssen —“

„Was ist mit Harrod?“ fragte Jane erblickend, und des Bruders Arm trampfhaft fassend.

„Er ist gefangen!“ antwortete er mit einem forschenden, theilnehmenden Blick auf die Schwester.

„Armer Schelm!“ sprach Jane mit gesenktem Blick, indem sie am Tisch sich etwas zu schaffen machte, um ihr schmerzliches Erschrecken und die ihr ins Auge dringenden Thränen zu verbergen. Charles beachtete scheinbar diese Gefühlsäußerungen seiner Schwester nicht, sondern theilte dem Vater den Plan mit, eine Expedition nach der Ohiohöhle zu unternehmen.

„Gott segne Dich dazu, mein Sohn!“ sprach der Richter, den die Sorgen der letzten Tage bleich und leidend gemacht; „aber woher hast Du all diese Nachrichten?“

„Das, lieber Vater, ist eine Begehung für sich,“ rief Charles und erzählte in der Kürze seine Besprechung mit Kate, ein Ereigniß, welches, mit Ragg's Erscheinen zumangehalten, des Richters lebhaftestes Interesse erregte. Zur Zeit der Stiefel erst trennten sich Vater und Sohn; der erstere zog sich in der Absicht zu ruhen auf sein Zimmer zurück, während Charles dies in Wirklichkeit that, nachdem er die Männer ausgewählt, die ihn auf seinem Streifzug nach der Ohiohöhle begleiten sollten.

Unterdessen schritt Kate eilends durch den Wald, der Furth zu. Ihre Gedanken waren getheilt zwischen Amy Moßs, Squire Barton und dem jungen Mann, dessen Bekanntschaft sie so unerwartet gemacht, und dessen lebenswürdig ritterliches Wesen sie um so angenehmer berührte, je weniger sie ein ähnliches bei den Männern ihrer Sphäre kennen gelernt. Un-

willkürlich trat ihr seine Stimme, sein Blick wieder und immer wieder vor die Seele, doch, von der Erinnerung an die sich selbst auferlegte Aufgabe erfaßt, beschloß sie, für jetzt allen süßen Träumereien zu entsagen, und alle Kräfte ihres Geistes der Ausführung ihres wohlüberlegten Planes zuzuwenden.

In ihr war nämlich der Gedanke aufgestiegen, und je länger je mehr zum festen Vorsatz gereift, das von Ralph Regins zuweilen angedeutete, von Simon Girty im Jörn erwähnte Geheimniß Barton's zu ergründen, was ihr auf keine andre Weise möglich schien, als durch persönliches Eindringen und Erforschen der Mythen des Schlosses Scowhall, eines Ortes, den sie längst zu sehen gewünscht.

Nach kurzem Marsch gelangte sie an die Furth des Sciotostromes. Das sich hier bietende Landschaftsbild war eines der schönsten in dieser Gegend. Die stolzen Felsenufer, zwischen denen der Fluß eine weite Strecke seine Wogen dahinstellte, senkten sich nach Ost zu einer niedrigen, mit Buschwerk und Gras bedeckten Fläche und erhoben sich nach Westen abermals zu stolzer Höhe. Das weite, zwischen diesen Felsen sich bildende Thor gewährte Aussicht auf den herrlichen Wald, der im tiefsten Schmutz des Sommers prangte. Die Wellen des Stromes brauseten lustig durch ihr breites Bett dahin; das Ganze war eine Scene erhabenster, lieblichster Waldensamkeit, welche jetzt freilich ihren Charakter, da die Cultur sich schon tiefer in die Wildniß gewagt, geändert hat.

„Jetzt zeigt dem Auge sich manch schützend Haus, Gar statlich nimmt die reiche Farm sich aus, Die Wühle treibt der stets geschäft'ge Fluß, Bom Hügel schallt des Kirchleins frommer Gruß, Und jene Weidhornhecke lauschet dort Des Alters Schwagen und der Liebe Wort.“

Damals aber, als Kate durch die Gegend schritt, war Alles still, eingehüllt in den großartig ungetrübten Frieden der Natur. Als sie auf dem Gipfel des grünen Hügels stand, von wo aus sie zuerst der Furth ansichtig ward, und hinab blickte auf den Pfad, hörte sie nichts als das Rauschen der Wellen auf dem steinigem Grunde, dann und wann das Lied eines Vogels und den geheimnißvollen Lebensathem, welcher aus den Kronen der Waldbäume aufstieg, und beruhigend und erhebend wie Orgelklang noch heut wie damals zu den Herzen des Hörers dringt.

Kate war sehr froh, von Barton's Spionen unbemerkt, die Furth überschreiten zu können, und durch den vollkommen ausgetretenen Fußpfad unten völlig beruhigt über die Wichtigkeit des Weges, lief sie schnell den Hügel hinab und stand nun am Ufer des Flusses, aufmerksam umher spähend. Sie läste jetzt ihre Stiefeln von den Füßen, schürzte ihre Kleider auf und sprang dann, in einer Hand Flinte und Stiefeln, in der anderen zu größerer Vorsicht noch die Falten ihres Rockes haltend, durch das seichte Wasser, bald hüpfend von Stein zu Stein, bald wattend, und erreichte rasch und glücklich das jenseitige Ufer.

„Was hat Kate Regins hier in der Gegend zu thun?“ fragte eine wohlbekannte Stimme, die das Herz des jungen Mädchens zittern machte.

„Simon Girty!“ rief sie mit einer Geberde des Erstaunens, da dieser Ehrenmann hinter den Bäumen hervortrat.

„Ei ja — ich vermüthe 's ist Simon Girty“ — antwortete der Ankömmling scherzhaft — „er ist hier herum so ein bischen bekant.“

„O ja, er ist bekant,“ sprach Kate gleichgültig, ihre Stiefeln wieder befestigend, „er ist heftig bekant als beliebt.“

„Da könnt Ihr Recht haben — weiß wohl, das ich nirgends ein großer Favorit bin, aber was schadt's? Was kümmert's mich, ob die Leut' mich gern haben oder nicht —! Wo ist Regins?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete Kate, am Ufer entlang gehend.

„Ei, seid ja sehr spröde heut! — Aber Ihr sagtet mir noch nicht, wo hinaus Ihr geht?“

„Ich gehe nach Scowhall zum Squire James Barton,“ sprach Kate, den Fragenden scharf ansiehend.

„Ich glaube, der ist nicht zu Hause — aber Ihr könnt ja warten. — Schön gut'n Morgen; mein Weg geht hier. — Ich hoffe, wenn ich wieder das Vergnügen hab', Miß Kate zu sehen, wird sie ein bischen weniger schnippisch sein.“ Mit diesen Worten wandte der Schuft dem jungen Mädchen den Rücken, nicht wenig ärgerlich über ihr kurzes, heftiges Benehmen und ziemlich beunruhigt durch den Gedanken, was Kate wohl in Scowhall zu thun haben könne.

Kate fühlte sich sehr erleichtert, als der überberichtigte Bekante sie verlassen; sie war zwar nie weiter, als bis zu dem jetzt erreichten Punkte gekommen, und hätte daher einen Führer wohl brauchen können. Indes war der Fußsteig ziemlich klar, und, wie sie wußte, Scowhall nur in geringer Entfernung von der Furth gelegen.

Daß Barton abwesend, vernahm sie mit großer Freude, denn dadurch hoffte sie leichter Gelegenheit zu einer genaueren Untersuchung der Localitäten und der Verhältnisse zu finden; eine Untersuchung, die, wenn sie glückte, von großem Werth für die Personen sein konnte, an deren Schicksal sie großes Interesse zu nehmen begann. Kate hatte so lange mit bösen und ruchlosen Menschen in Verbindung gestanden, daß sie mit einer Art von Wonne bei der Aussicht verweilte, auf irgend eine Weise mit den Guten und Reinen in Gemeinschaft zu treten.

Nicht als ob Kate von der gemeinen Nähe Regins' und seiner Genossen irgend einen Makel an Seele oder Körper davongetragen! Die Bücher waren ihr Schutz gewesen; zu ihnen hatte sie aus der ekelhaften Atmosphäre des Schimpfens, Fluchens und anderer übler Gewohnheiten, die im Froschloch üblich, sich gesüßet, und wenn die Gäfte allzu roh wurden, sich in ihre Kammer eingeschlossen und dort Schutz gefunden vor schlechter Gesellschaft.

Martha, ungeachtet ihrer Schwäche, welche sie die Verbindung mit dem Mann schließen ließ, der ihres ersten Gatten Tod verursacht, war kein ganz verderbtes Wesen. Obgleich schwach bis zu dem Grade, der zum Verbrechen führt, suchte sie doch durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel das junge, unter ihrer Obhut stehende Mädchen zu schützen und vor dem Verderben zu bewahren.

Das Einzige, was Kate durch ihre so seltsam ungünstig verlebte Jugend erworben, war ein männlich fester Charakter, in ihrer Lage ihr besonders nützlich; ja, ohne eine bei Frauen

selte Unerfrohenheit wäre es ihr nie eingefallen, diese nicht ungefährliche Wallfahrt nach Scowhall zu unternehmen.

Bald ließ aus mancherlei Merkmalen sich wahrnehmen, daß eine Ansiedelung in der Nähe sei, Kornfelder, Wiesen, einzelne Hütten wurden sichtbar; doch am Ufer entlang ging der Wald ununterbrochen fort und Kate hielt sich stets im Schutze der Bäume, da sie keinesweges wünschte, von den Aufsehern, den weißen Arbeitern oder den Negern der Pflanzung bemerkt zu werden.

Sie selbst sah mehr von fern, auf den Feldern arbeitend, doch waren sie glücklicherweise zu sehr in ihre Beschäftigung vertieft, um das vorsichtig einhergleitende Mädchen zu gewahren.

Jetzt schlug Hundegebell an ihr Ohr; sie verdoppelte ihre Vorsicht und schritt durch eine wild verwachsene, dichte Waldpartie.

Pöblich stuzte sie, Stimmen schallten ganz in ihrer Nähe, und die eine, ihr nur zu wohl bekannte Stimme gehörte dem, den sie abwesend geglaubt.

Einen Moment schwankte sie, ob sie sich entfernen, ob sie bleiben solle, doch, des Zweckes ihrer Wanderung denkend, schlich sie fogleich mit möglichst leisen Bewegungen vorwärts und sah im nächsten Augenblick, hinter einem Gebüsch hervor, Squire Barton auf einer Bank sitzend, seine Pfeife rauchend, während Phöbe auf dem vor ihm stehenden Tisch ihm Kaffee einrichtete. Phöbe war nicht völlig eine Negerin, sondern mehr Mulattin, und wie wir bereits bemerkt, nicht übel aussehend; Kate, wie sie jetzt den einst Geliebten betrachtete, konnte sich eines brennenden Gefühls von Scham und Widerwillen nicht erwehren, bei dem Gedanken, daß auch sie einst in ihrer Unwissenheit und Schwäche diesem Mann zärtliche Empfindungen entgegengebracht. Doch leben andern Gedanken unterdrückend, als den, die Geheimnisse dieses besetzten Menschenlebens zu erforschen, schlich sie so nahe als möglich und horchte.

„Phöbe,“ sprach Barton, „ich verbitte mir dieses Winseln und Heulen, sonst verkauf ich Dich nach dem Süd. — Du bist närrisch geworden!“

„Ich sag ja nichts mehr!“ entgegnete Phöbe, mit einem Strahl unterdrückten Jorns im Auge.

„Hör also, ich habe es mit Girty, Regins und Andern verabredet, daß Amy dem Verräther Tecumseh weggenommen werde. Noch vor Ablauf dieser Woche wird sie hier sein.“

„Als Ihr Weib, vermuthlich?“ fragte Phöbe abermals mit zornfunkelndem Blick.

„Versteht sich, als mein Weib — und — merk Dir das — Phöbe, ich denke sie zu meiner gefehl'chen Gemahlin zu machen,“ sprach Barton mit starker Betonung, während seine Züge noch bleicher wurden als gewöhnlich.

„Wie wollen Sie das einrichten?“ fragte Phöbe rasch.

„Ich wiederhole, sie muß mein gefest'gtes Weib werden!“ antwortete Barton heftig.

„Mussa Barton,“ rief Phöbe, „ich weiß, daß Sie ein böser grausamer Mann sind, aber Sie dürfen sie nicht morden!“

„Ich brauche sie nicht zu morden,“ sprach Barton leise, „wer spricht von Morden?“

„Wie können Sie sonst Amy heirathen?“ fragte die Mulattin.

„Das weiß ich noch nicht — fuhr Barton fort — „ich habe nicht die geringste Idee über das Wie, aber das weiß ich, wenn meine Ehe mit Amy Moß nicht eine gefest'ghe, von jeder beschränkenden Bedingung freie ist, so peitsche ich Dich, daß Dir nur noch so viel Leben bleibt, um Dich mit meinen Hundsen von meinem Gebiet hegen zu lassen!“

„Mich peitschen?“ schrie die Mulattin empört.

„Ja Miß Phöbe! Sie sind lange nicht hübsch genug, um der Peitsche zu entgehen.“

Das Mädchen ließ das Haupt sinken, wie vernichtet von der kalten Grausamkeit des Mannes, der ihr Herr gewesen seit so vielen Jahren, dem sie gedient auf Kosten ihrer Seele, ihrer Seligkeit.

„Du verstehst mich jetzt hoffentlich,“ sagte Barton.

„Nein!“ sprach die Slavinn, ihr Haupt erhebend und dem Ungehener entgegnetend mit einem Muth, der fast übermenschlich erschien an einem Gesäß, welches der schwachvollsten aller Dienstarbeiten so lange den Nacken gebeugt.

„Was soll das heißen?“ brüllte Barton, die schwere Reitpeitsche zu schwingen.

Die Mulattin stand still, mit gekreuzten Armen den Streich erwartend. Sie hatte bisher nie einen Schlag erhalten.

„Nimm das!“ rief der wüthende Böhewicht, zum Hieb ansholend.

„Schurke!“ rief in diesem Augenblick eine wohlbekannte Stimme, während ein Flintenlauf in gefährliche Nähe zu seiner Brust gebracht ward. „Halt still, oder Du stirbst!“ Wie gelähmt vor Bestürzung und Schrecken stand er da, die geschwungene Peitsche in der Hand.

„Kate!“ rief er, ernstlich besorgt auf das ihm drohende Feueergewehr blickend.

„James Barton wollte ein Weib schlagen?“ sagte Kate mit kaltem, bitterm Hohn.

„Bah, eine Mulattin, eine Slavinn; sie beleidigte mich! Aber,“ rief er plötzlich abbrechend, von einem neuen, peinlichen Gedanken erfaßt: „was thust Du hier, Kate? Du hast gehorcht!“

„Habe ich nicht gesagt, daß die Stunde der Rache kommen werde?“ sprach Kate kaltblütig, stets den Lauf ihrer Flinte auf seine Brust gerichtet. „Ich hörte Alles, doch werde ich nichts verrathen, unter einer Bedingung.“

„Und diese Bedingung?“ fragte Barton, die Arme kreuzend, mit einem Versuch, Gleichmuth zu erheukeln, welcher jetzt mit seinen wahren Empfindungen freilich im grellsten Widerspruch stand.

„Entsagt Amy Moß, und setzt sie wieder ein in ihre Rechte!“ sprach Kate mit ruhiger Würde.

„Nimmer!“ rief Barton. „was geht das übrigens Dich an? Was weißt Du von Amy Moß, und wem meinst Du unter sie?“

„Ich will nicht, daß Amy Moß die Gattin eines Böhewichts werde,“ begann Kate abermals.

„Still, Mädchen, mit solchen Narrheiten. Ein Hieb meiner Peitsche macht Dich wehrlos. Leg Deine Flinte nur weg und laß uns vernünftig reden.“

„Glaubt nur nicht, daß ich Eurem Worte auch nur einen Augenblick vertraue, James Barton,“ sprach Kate, ihren Finger an den Drücker des Gewehrs legend und etwas zurücktretend — „ich besitze Euer Geheimniß!“

„Es kann Dir Dein Leben kosten!“ brüllte Barton mit furchtbarem Lachen.

In demselben Augenblick flog des kühnen Mädchens Hinte, durch Pöbde emporgeschleudert, in die Luft, von dem Schläge losgehend.

Kate wandte sich um und erblickte die Maultattin, die mit niedergeschlagenen Augen, wie in Beschämung über ihren Ver-rath da stand. Während der eben beschriebenen Scene war nämlich mit der Ueberlegung die Furcht vor ihrem Herrn zu-rückgetrieben und so hatte sie seine Verzeihung erkaufte durch eine Handlung der Undankbarkeit gegen das Mädchen, dessen großmüthiges Bemühen zu ihren Gunsten aller Wahr-scheinlichkeit nach ihm theuer zu stehen kam.

„Sehen Sie, meine schöne junge Dame,“ sagte jetzt Barton mit stolzem Hohn, indem er Kate's Hände fest ergriff und hielt. „Ihre tolle Neugier kostet Ihnen das Leben. Wie können Sie sich einbilden, daß ich Sie mit meinem Geheimniß ent-wischen lasse!“

Mit diesen Worten zog er seine Gefangene dem Hause zu. Kate sprach von dem Augenblick an, da sie sich überwältigt sah, kein Wort; die gränzenlose Verrätherie des Mädchens, das sie vor Mißhandlung geschützt, machte sie sprachlos.

Im Stillen entwarf sie Pläne, dem ihr hier drohenden Gesfähr zu entfliehen, das nicht anders als schrecklich sein konnte, jetzt, da sie als Mitwisslerin von Barton's Geheimniß eine Bedeutung erlangt, die dieser Mann ihr nie vergeben konnte.

Sie ging zwischen dem elenden Bbswicht und dem un-gläücklichen Weibe einher mit ruhig stolzer Haltung und furcht-losen Mienen, und ward von ihren Begleitern zu der Haupt-thür des Hauses hineingeführt.

Nach wenigen Minuten stürzte Pöbde bleich, mit wilden, verflörten Blicken heraus; bald darauf schallte durch das Haus ein langer, durchdringender Schrei, ein Schrei, der das hal-lende Echo in den Gängen des düstern Gebäudes weckte.

Dann war wieder Alles still wie zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Der todte Bräutigam.

1.

Zwei junge Männer reisten auf der Eisenbahn von Marseille nach Paris.

Obgleich Landsleute, kannten sie sich doch weder entfernt, noch nah, und nur der Zufall, der große Arrangeur manches Dramas und mancher Comödie, brachte sie im Wagon einan-der gegenüber.

In der ersten Viertelstunde sprachen sie natürlich vom Wetter, vom Dampf, vom elektrischen Telegraphen, von der Primadonna, von der jetzigen Schnelligkeit zu reisen, von Dem und Jenem, alles Dinge, an denen die Zungen zuerst ihre Kräfte und Geläufigkeit üben, sich so zu sagen, in Gang bringen; und gewiß sind solche einleitende Redensarten der Unterhal-tung eben so erfprißlich, als einer Opernvorstellung das ca-priciöse Stimmen der Instrumente.

Nach einer halben Stunde boten sie sich gegenseitig ihre Cigarren an, auf der ersten Station verschlangen sie gemein-schaftlich ein Butterbrod und ein Glas Wein, theilten sich ihre Bemerkungen mit über den kleinen Fuß einer Reisenden, über das frische Gesichtchen der andern, und ihre Vertraulichkeit wuchs von Minute zu Minute.

Ehe sie die Hälfte des Weges gemacht, hatten sie die Thore ihrer Herzen schon weit geöffnet, und Einer konnte im Be-wußtsein des Andern so bequem spazieren gehen, wie in sei-nem eignen.

„Ja,“ sagte Paul v. Cerigny, „ich gehe nach Paris, um ein hübsches rundes Sümmchen zu heirathen in der einzigen Tochter von meines Vaters Jugendfreund.“

„Und ich,“ entgegnete Eduard Bernier, „ich will ganz ein-fach die Luft wecheln, um, wo möglich, die Lage zu wechseln. Da ich in Marseille nichts habe und nichts bin, folglich in Paris wenigstens dasselbe wiederfinde, steure ich also philoso-phisch auf das große Babel los mit etwas schweren Segeln, die der Hauch der Hoffnung nicht zu schwellen vermag.“

„Mein künftiger Schwiegervater,“ bemerkte Paul, „soll viel Einfluß besitzen; wenn ich Ihnen also in etwas dienen kann, so . . .“

„Sie sind sehr gütig! — Doch sagen Sie, ist es eine Hei-rath aus Liebe, der Sie entgegen gehen?“

„Ich hoffe es.“

„Wie, Sie hoffen?“

„Nun ja.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist doch ganz einfach. Mein Vater sagte zu mir: Clemence von Bieuville ist 18 Jahre alt, gut, sanft, hübsch, gut erzogen, durchaus kein Mädchen von gewöhnlichem Schläge.“

„Alle Wetter, das sind Eigenschaften . . .“

„Ihr Vater,“ fuhr der Urheber meiner Tage fort, „ist von Kindheit an mein Freund, seit zwanzig Jahren ist es unser Lieblingswunsch, unsern Bund noch fester zu knüpfen, und einst nur eine Familie auszumachen. Seit ich einen Sohn habe, wollte er eine Tochter haben, und er bekam eine. Nun also, mein Sohn, steht es bei Dir, ob unsre Luftschlöffer sich verwirklichen oder zusammensinken.“

„Und Sie sind auf Treu und Glauben darauf einge-gangen?“

„Natürlich!“

„Sie heirathen also wie manche Prinzen, durch Pro-curation.“

„Ist das nicht eine gute Art?“

„Ei ja, sie mag gut sein; aber wenn ich jemals meine Freiheit, mein Glück, mein Alles aufzugeben gesonnen wäre, möchte ich doch lieber wissen wo und wie.“

„Wenn ich eine Neigung hätte, möchte ich auch schwie-riger daran gehen, aber mein Herz ist frei wie die Luft — und dann — bedenken Sie, welcher Bräutigam kennt jemals seine Braut, und welche Braut ihren Bräutigam vor der Hochzeit?“ —

„Je nun —“

„Lassen Sie einmal sehen, wie die Sache gewöhnlich zu-

geht. Geseht, ein junger Mann von auswärts hat sich auf dem Ball, auf der Promenade einer tüchterbesitzenden Familie genähert, so erkundigt sich diese nach seinem sogenannten Charakter, und ist der Heirathscandidat ohne auffallenden Matel, tanzt er Polka, firt ihm der Frack gut, ist er geimpft, befriedigt er die gewöhnlichen Ansprüche auf gute Erziehung, sind die Vermögensverhältnisse im Einklang, so hat er das Recht, den Hof zu machen. Ist's nicht so?“

„Nun ja, beinahe.“

„Und was thut der junge Mann?“ fuhr Paul fort, „er läßt sein Rasirmesser schärfen, legt die tabelloseten Che-misets, die siegreichsten Cravatten an, stellt sich zärtlich und aufmerksam, spielt reizende Variationen auf das ewige Thema: Liebe, und zieht die Krallen unter die vollkommen gepflegten rofigen Nägel zurück. Kurz, er verbirgt die Fehler, die er hat, und schmückt sich mit Eigenschaften, die er nicht hat.“

Eduard lächelte bestimmend.

„Gehen wir nun zu dem jungen Mädchen über,“ fuhr Paul fort. „Ihre Mutter hat sie ermahnt, wohl auf ihre Sprache zu achten, sie hat ihr die dringendsten Warnungen gegeben über die Gefahr, ihren wahren Charakter zu zeigen, sie hat ihr anbefohlen, das unvertilgbare Lächeln auf ihren Lippen zu tragen, womit die Tänzerin ihre Pirouetten beendigt, und nie das Herz in das Antlitz treten zu lassen. Vom frühen Morgen an ist die zukünftige geschmiegelt vom Fuß bis zum Kopf, coiffirt, juponnirt, coiffirt und chauffirt mit Stiefeln, die zum Entzücken sitzen . . . Sie laden?“

„Ich lache über die Wahrheit Ihres Bildes.“

„Wird Ihnen Eingemachtes oder Compot angeboten, so hat sie es bereitet, sie hat den Torso des Spartacus und den Alcibiadeskopf gezeichnet, der an der Wand hängt, dieses ge-stifte Dreierl ist das Werk ihrer Feinhand; hören Sie das Clavier? sie ist es, die darauf herumpankt; sie geht aus dem Washhaus in die Küche, von den Blumen zum Vogel, von der Stickerie zum Strichzeug, sie ist thätig, ökonomisch, fleißig, genial . . . Glücklich der Sterbliche, der unter dem vielen unechten Glitter den echten Diamant, dieses Juwel im Heu, dies Veilchen unter den Disteln, gefunden.“

„Sie müssen wenigstens Wittwer von zwei oder drei Frauen sein,“ lachte Eduard.

„Gott bewahre mich! — Nun, was die Vorzüge des Gei-stes und Herzens anlangt,“ fuhr Paul fort, „so hat das Mäd-chen sie natürlich alle; es ist zwar entmuthigend für andre, aber, auf Ehrenwort, es ist so. Sie verabscheut die Toilette, verachtet die Cashmirs, begreift nicht, wie eine Frau daran Gefallen finden kann, sich mit den Funken der Diamanten zu umgeben. Geräusch ist ihr zuwider, der Ball widersieht ihr, Theater langweilt sie. — Das Reich der Frau ist ihr Haus, die wahre Glückseligkeit besteht in der Vereinigung zweier für einander geschaffenen Seelen, und daß die ihre für die Deine geschaffen, und umgekehrt, ist ganz klar. Eine Hütte und ein Herz: Philemon und Baucis, Romeo und Julie, Petrarca und Laura, Hero und Leander &c., kurz, Freund, sie ist das Engel gewordene Weib, der eigens für Dich zur Erde herab-gestiegene Himmel. Ist das nicht sehr aufmerksam?“

„Allerdings.“

„Also,“ fuhr Paul fort, „man coiffirt sich an Leib und Seele, man erklimmt die höchsten Sprossen der Vollkommen-heit, man betrügt sich gegenseitig, daß es eine Lust ist. Das dauert einige Wochen, vielleicht einige Monate, unter der Auf-sicht einer nachsichtigen Mutter; man drückt sich die Hand schon halb mit Berechtigung, man singt zusammen am Clavier, man flüstert in den Ecken, man lustwandelt in schattigen Laubeng-ängen, man wechselt Bouquets und Billets — und nachdem das verhängnißvolle „Ja“ gesprochen, werfen die Gatten, im ersehnten Kerker der Ehe angelangt, ihre Verkleidung ab, ent-fernen die Schminke, welche die Nuzeln bedeckte, und sehen sich an einander gesehelt mit Banden, die nicht zu lösen sind.“

„Als durch gewaltsamen Zerreißen.“

„Gewiß. — Aber glauben Sie wirklich, daß nach der Parade eines solchen Brautstandes die Leute sich besser kennen als Fräulein von Bieuville und ich, die wir uns nie gesehen?“

Eduard mußte der Ansicht seines neuen Freundes Recht geben und, Dank dessen Erzählertalent, ging die Fahrt schnell und heiter zu Ende.

„Wo steigen Sie ab?“ fragte Paul seinen Reisegefährten.

„Das weiß ich eigentlich nicht,“ erwiderte Eduard. „Ich hatte mir vorgenommen, mich vom ersten besten Fiacre fahren zu lassen, wohin der Zufall will.“

„Nun, der Zufall bin ich,“ sprach lachend Paul v. Ce-rigny, „und ich quartiere Sie, kraft meiner Autorität, im Hotel Richelien, Place Navart, ein. — Meiner Hochzeit müssen Sie doch mindestens beiwohnen.“

„Angenommen.“

„Seltsames Ding, das Leben,“ bemerkte nachdenklich Paul, „gestern kannten wir uns noch nicht, und heut . . . Wahrhaftig, es geht nirgends toller zu, wie auf der Welt.“

2.

Paul v. Cerigny eilte dem Hasen zu, Eduard Bernier ging den Stürmen entgegen.

Dem Einen lächelte das Leben, wie es ihm von der Wiege an gelächelt, der Andre ward, ein schwanfendes Fahrzeug ohne Kompaß, ohne Ballast, in die Wirbel der Welt geworfen.

Würde Jemand gefragt, möchtest Du lieber Paul oder Eduard sein, so antwortete gewiß Jeder ohne Bedenken: Paul! — Und doch mußte der arme reiche Jüngling, ungeachtet alles erdenklichen Bestandes, schon in der ersten Nacht seines Auf-enthalts in Paris dem gefährlichen Uebel zur Beute werden, das man mit dem schaurigen Namen: Misereere bezeichnet.

Eduard erfüllte die traurigen Liebesdienste, die man die letzten nennt, mit Gewissenhaftigkeit, sorgte für ein anständi-ges Begräbniß und machte sich sogleich am Morgen nach dem Tode seines Freundes, mit dessen Papieren versehen, nach der Wohnung des Schwiegervaters auf, in der ehrlichen Absicht, ihm die Papiere zu übergeben und ihn zu unterrichten von dem beklagenswerthen Ereigniß, welches seine Tochter zur bräutlichen Wittwe gemacht.

3.

Herr und Frau v. Bieuville mit ihrer Tochter Clemence be-fanden sich auf dem Lande, in Maisons-Lafitte.

Eduard fuhr mit der Eisenbahn dorthin.

Am Gitterthor der Villa angekommen, stürzten die Do-

mestiken, durch ihren Herrn von der Ankunft eines jungen Fremden unterrichtet, ihm dienstbesessen entgegen und eilten dann in das Haus mit dem Freudenruf: „Er ist da! Er ist da!“

Der Schwiegervater lief, so schnell es sein Hüftweh ge-stattete, dem jungen Mann entgegen, schloß ihn in die Arme und stellte ihn, ohne ihm ein Wort zu gestatten, seiner Frau als ihren Schwiegerohn, seiner Tochter als ihren künftigen Gatten vor.

Das Schloß war stattlich und vornehm, die Tochter rei-zend, der Schloßherr rund, gemüthlich und wohlwollend, und die Mutter, mit ihren unverheilten grauen Haaren, dem Sinn in drei Stagen und den freundlichen Augen sah gar nicht danach aus, als könne sie eins der furchtbaren Gesfährs werden, die sich mit der Tochter gegen die Ruhe des Schwie-gerohns verbünden.

Kurz, es war ein Haus und eine Familie, wo sich leicht Wurzel fassen ließ, auch konnte Eduard der Lockung nicht widerstehen, wenigstens gelegentlich Nutzen aus der ihm auf-gebrängten Lage zu ziehen, und er spielte seine Rolle vortrefflich.

Nachdem er den Schwiegereltern Paul's Papiere und Briefe ohne weitere Bemerkungen übergeben, ward gemeldet, daß das Diner servirt sei.

Eduard ward neben Clemence placirt, welche wenig sprach, kaum antwortete, doch viel erdöthete, was auch als eine Art von Verebtheit in Sachen der Liebe gilt.

Clemence, 17 — 18 Jahr alt, hatte die Züge und den Blick eines Engels, ihre reine, weiße Stirn war von braunem, glatt geschitteltem Haar umrahmt, ihre Kleidung so einfach und frisch als ihr Wesen: Eine Robe von lila gestreiftem Organbi, ein weißes Fichu, ein schwarzes Tassettschürchen und schwarze halbe Filethandschuhe, welche die rofigen Finger frei ließen.

Diese Erscheinung hatte keine Aehnlichkeit mit dem Bilde, das Paul von „jungen heirathsfähigen Damen“ entworfen, doch auch Eduard war nicht übel; das Feuer seiner Blicke, seine wohlklingende Stimme, sein feines Benehmen, sein hübs-ches Schnurrärtchen, das Alles bildete ein Etwas, gegen das Clemence nicht gleichgültig blieb.

Galant ohne Uebertreibung gegen die Tochter, aufmerk-sam und zuvorkommend gegen Vater und Mutter, ernst und heiter, wo Ernst und Heiterheit hingehörte, hatte Eduard in Zeit von einer Stunde die ganze Familie erobert.

Nachdem das Diner beendet, der Wokka aufgetragen war, nahm die Unterhaltung einen bestimmteren Charakter an. Man sprach von Ausstattung, Mitgift und den mancherlei hübschen Dingen, die den Mädchen das „Ja“ so sehr erleich-tern, daß sie dessen oft so bitteren Nachgeschmack kaum be-merken.

Am Abend ging die kleine Gesellschaft im Park spazieren.

Da Herr v. Bieuville das Bogadra hatte, gab ihm seine Frau natürlich den Arm, und Beide gingen mit dem langsa-men Schritt der Greise, die zu früh am Ziel der Reise anzu-langen fürchteten.

Eduard und Clemence dagegen gingen mit dem ungedul-digen Schritt der Jugend einher, der die Gegenwart über-springen zu wollen scheint, um nur schneller die Zukunft zu erreichen.

Die Aleeen waren schattig und kühl, die Vögel flüsteren und zwitscherten unter dem verschwiegenen Laubdach, die Blu-men gossen Wohlgerüche aus ihren Kelchen; es war die Stunde der Sehnsucht, wo die Hände, die Blicke sich suchen, wo die Stimme zittert, die Brust sich hebt, wo das Schwingen, beredter als das Wort, dem Bekenntniß vorangeht, daß auf der Lippe schwebt.

Eine Coquette hätte diese Augenblicke zu verlängern ge-sucht, doch Clemence kannte solche Kunstgriffe nicht, sie war die Einfachheit, die Offenheit selbst.

Ueberdies sollten sie sich ja heirathen, also war es die höchste Zeit, einander kennen zu lernen.

„Mein Herr,“ fragte sie schüchtern, „haben Sie noch mein Portrait?“

„Teufel!“ dachte der junge Mann, „davon hat Paul mir nichts gesagt,“ und flügte dann laut hinzu: „Gewiß, mein Fräulein; es ruht hier auf meinem Herzen, es hat mich nie verlassen.“

„Finden Sie es ähnlich?“

„Ja, eigentlich — nein, Sie sind lieblicher und —“

„D, ich forderte ja kein Compliment, ich wollte nur Ihre Meinung hören.“

„Sie wissen also nicht, wie schön Sie sind, und ich bin der Erste, der es Ihnen sagt?“

„Je nun, ich weiß, daß ich nicht gerade abscheulich bin,“ antwortete lächelnd Clemence. — „Aber — wissen Sie et-was?“

„Nun was denn?“

„Daß ich eine schreckliche Furcht hatte vor Ihrer Ankunft.“

„Ei, weshalb denn?“

„Ja, das läßt sich schwer sagen. Aber da ich hörte, daß Sie unterwegs seien, wünschte ich — nicht es möge Ihnen ein Unglück begegnen, dazu bin ich zu gut — aber Sie möch-ten durch irgend etwas noch recht lange aufgehalten werden.“

„Darf man wissen, woher diese . . .?“

„Daran war Ihr Portrait schuld.“

„Sie hat also Paul's Portrait,“ dachte Eduard, „da bin ich ja in einer entseflichen Klemme.“

„Sie gleichen diesem Portrait gar nicht, auch nicht im Geringsten.“

„Natürlich,“ dachte Eduard.

„Erstens haben Sie braunes Haar.“

„So?“

„Dann ist Ihre Stirn höher, der Teint weniger . . .“

„Man verändert sich mit der Zeit,“ stotterte Eduard.

„Das Alter verändert die Züge.“

„Sollte man nicht denken, Sie wären 50 Jahr?“

„Ich habe eine Krankheit durchgemacht, die hat mich so ver-wandelt.“

„Um so besser! Darf ich aufrichtig reden?“

„Reden Sie, mein Fräulein!“

„Sehen Sie, ich schäute mich, diese Verlobung zu brechen, an der die Eltern so sehr hängen; so hatte ich mir denn vor-genommen, mich an Ihr Zortgefühl, an Ihre Ehre zu wen-den . . .“

„Weshalb?“

„Damit Sie selbst das Bündniß lösen sollten.“

„Sie wollen also . . .?“

„Jetzt will ich weiter nichts, als daß Sie Ihrem Maler sagen, daß er ein abscheulicher Puschler ist.“
 „Und dann?“
 „Dann —“
 Clemence sprach nicht weiter, sondern bückte sich, pflückte eine Marguerite und zupfte Blatt für Blatt ab. Die Frauen haben überall Augenblicke, wo sie die Blätter eines Margarethenblüthchens auszupfen, nicht nur im Garten, auch im Saal und überall, selbst wenn es keine solchen Blüthchen giebt.
 „Armer Paul,“ dachte Eduard; „er that vielleicht klug daran, zu sterben.“
 „Apropos,“ begann das heitre Kind plötzlich wieder. — „Wissen Sie auch, daß ich einen großen Fehler habe?“
 „Wirklich?“
 „Ich rühre kein Clavier an.“
 „Ach!“
 „Ich hatte angefangen zu spielen, aber da ich bemerkte, daß ich es nie weiter bringen würde, als die Musik zu maltrairiren, habe ich sie ganz an den Nagel gehangen.“
 „Ich ahnte wohl, daß Sie vollkommen wären,“ erwiderte Eduard. — „Doch Sie begannen vorher eine Rede, vollenden Sie. . . Sie sagten: Dann. . .“
 „Ich erinnere mich nicht.“
 „D, gewiß wollten Sie mir etwas Hartes sagen, und hielten nur zurück aus Herzensgüte.“
 „Ja, etwas sehr Hartes,“ bestätigte die Schelmin.
 „Sprechen Sie es immer aus!“
 „Ich wollte sagen: D, wären Sie doch niemals angekommen! Nicht wahr?“
 „Nun ja, gewiß — und nun?“
 „Und nun,“ vollendete Clemence unter heftigem Pochen ihres Herzens, „nun danke ich Gott, daß er mich nicht erdhrt.“
 Und sie lief ihrer Mutter entgegen, sie herzlich küßend und umarmend, um an ihrem Busen das verrätherische Geröthen zu verbergen.

4.

Eduard begann schon die Strafe seines Frevels zu fühlen. Sein Herz blutete unter den Dornen einer hoffnungslosen Leidenschaft, und Mannesehre und Liebe kämpften einen harten Kampf in seiner Seele.
 Die Nacht brachte ihm einen kräftigen Entschluß. Er gestand sich, daß die Täuschung nicht weiter getrieben werden dürfe, und die Tugend siegte über die Macht der Wünsche und die Lockung der Verhältnisse.
 Am nächsten Morgen also, da Herr v. Bievville Eduard einen Spazierritt vorschlug, antwortete dieser, daß er abreisen müsse.
 „Wohin?“ fragte der Schloßherr.
 „Ich habe ein Geschäft in Paris, das mich nöthigt, Sie zu verlassen.“
 „Wie? was könnten Sie zu thun haben in einer Stadt, wo Sie noch Niemand kennen?“
 „Democh ist meine Gegenwart dort nöthig.“
 „Gewiß wollen Sie bei Ihrem Banquier Geld erheben.“
 „Wollte der Himmel, es wäre so.“
 „Welche Umstände, lieber Schwiegersohn, steht denn meine Kasse nicht zu Ihrer Disposition?“
 „Gewiß, ich weiß das, aber —“ Mit diesen Worten hatte Eduard seinen Begleiter mit fortgezogen zum Thor.
 „Sie sind also fest entschlossen?“
 „Unwiderruflich!“
 „Ohne die Damen zu sehen?“
 „Zu so früher Stunde wäre es unhöflich. . .“
 „Was zum Teufel, Mann, sieht Sie denn an?“
 „Hören Sie, mein Herr,“ begann Eduard, „Ihr Empfang hatte mich so überwältigt. . .“
 „Nun, was ist da weiter — einen Schwiegersohn. . .“
 „Es ist jedoch meine Pflicht, Sie über Etwas aufzuklären, das Sie — sehr überraschen wird.“
 „Was denn, lieber Schwiegersohn?“
 „Bestern, gleich nach meiner Ankunft in Paris, ist mir ein eigenthümlicher Vorfall begegnet —“
 „Doch kein trauriger, hoffe ich?“
 „D ja, ein recht trauriger.“
 „Sie erschrecken mich.“
 „Ich bin vom „Miserere“ befallen worden und gestorben.“
 „Nicht möglich.“
 „Um zehn Uhr heut Morgen werde ich begraben, und Sie begreifen, daß ich da nicht leben darf.“
 „Wirklich? Ihnen im Kopfe?“ fragte Herr v. Bievville.
 „Ich kann um so weniger einer Unpünktlichkeit mich schuldig machen, da ich fremd hier bin und meinen Ruf dadurch auf immer ruiniren würde.“

5.

Mit diesen in traurig scherzendem Ton ausgesprochenen Worten entfernte sich Eduard, den guten alten Herrn in sonderbarer Befürzung zurücklassend. Der Scherz schien ihm anfänglich ziemlich traurig und unschmackhaft, am Ende aber fand er doch die possirliche Seite desselben heraus und eilte zu seiner Frau und Tochter, ihnen die Anekdote zu erzählen, während er sich vor Lachen die Seiten hielt und Thränen ihm über die Wangen liefen.
 „Wir bekommen einen witzigen Schwiegersohn,“ bemerkte Herr v. Bievville, nachdem er seine Erzählung beendet.
 Clemence war ein wenig unangenehm überrascht. Sie hätte mehr Anhänglichkeit und weniger Witz gewünscht.
 Indes verging der Tag; es schlug 6 Uhr, 7 Uhr, 8 Uhr. — Man fing an sich zu beunruhigen über die lange Abwesenheit des jungen Mannes. Endlich, nachdem die Besorgnis aufs Höchste gestiegen, sandte Herr v. Bievville einen Courier nach Paris ins Hotel Richelieu, welcher die Antwort zurückbrachte: Herr Paul v. Cerigny sei vorgestern wenige Stunden nach seiner Ankunft gestorben und heut Vormittag um 10 Uhr beerdigt worden.

Die Familie Bievville befand sich in Havre, wo Clemence nach dem Rath der Aerzte Seebäder brauchte.
 Seebäder für die Leiden der Liebe! Die Wissenschaft zweifelt an Nichts.
 Eines Abends, da die Familie am Strande spazieren ging, fiel Clemence plötzlich mit einem lauten Schrei ihrem Vater in die Arme. Sie hatte Eduard selbst oder seinen Geist gesehen.
 Das Podagra des alten Herrn ruhte glücklicherweise eine Viertelstunde, so daß er dem jungen Mann bis zum Gasthof folgen konnte. Er vertrat gleichzeitig mit ihm das Haus und bat um eine Unterredung.
 „Wie ich sehe, mein Herr,“ bemerkte Herr v. Bievville, da er Eduard allein gegenüberstand, „ist Ihre Beerdigung glücklich von Statten gegangen.“
 Eduard grub seine Blicke so fest in die Erde, als wolle er sie ausschöhlen, und stammelte nur einige unverständliche Worte.
 „Nach einer so weiten Reise, aus dem Jenseits,“ fuhr Herr v. Bievville fort, „kann man nicht besser aussehen, als Sie in der That aussehen. Ich mache Ihnen mein Compliment.“
 Eduard gewann seine Fassung einigermassen wieder.
 „Mein Herr,“ sprach er, „Sie haben ein Recht, mich zu verhöhnen, denn ich beginne gegen Sie schweres Unrecht. — Erlauben Sie jedoch, Ihnen zu erklären. . .“
 „Nun, ich bin wahrhaftig neugierig zu erfahren, auf welche Weise Sie sich rechtfertigen wollen, denn daß Paul von Cerigny todt, daß Sie mit ihm von Marseille nach Paris reisten, daß Sie um seine Geheimnisse wußten, seine Papiere und seine Stellung sich anmaßten, habe ich theils erfahren, theils errathen.“
 „Ja, aber was Sie nicht errathen konnten, war, daß ich in der redlichen Absicht zu Ihnen kam, die traurige, heilige Pflicht zu erfüllen, Ihnen den Tod des Herrn v. Cerigny anzuzeigen; doch Sie selbst, Ihre Dienerschaft — ließen mir nicht Zeit, das Wort auszusprechen. . .“
 „Mich dünkt, das ist kein Entschuldigungsgrund.“
 „Nein, mein Herr, es hätte kein Grund sein dürfen, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen, das geschehe ich. Aber ich bin von Kindheit an mütterlos, und da ich im Schooß Ihrer Familie mich plötzlich so fremdlich behandelt, so gehäßlich sah, beraubte mich dieses lang entbehrte Glück, und ich war nicht stark genug, den Becher der Wonne von mir zu stoßen, ohne einen Augenblick wenigstens seine Süßigkeit zu kosten.“
 „Wer sind Sie?“
 „Ich bin der Sohn des Hauptmanns Bernier. Ich stürzte die Rechte, als unglücklicherweise vor vier Jahren mein Vater starb, welcher ohne Vermögen, nur von seiner Pension gelebt, welche natürlich nach seinem Tode wegfiel. Was sollte ich thun. Ich war zwar Advocat, d. h. ich hatte das Diplom dazu, doch keine Klienten. Ich kämpfte lange und hart, dann ergriff mich Muthlosigkeit. Endlich ging ich nach Paris in der schwachen Hoffnung, vielleicht eine Anstellung bei der Eisenbahn zu erhalten. Auf dieser Reise lernte ich Herrn v. Cerigny kennen. Das Uebrige wissen Sie.“
 „Die Hoffnung auf eine Anstellung scheint sich nicht erfüllt zu haben?“
 „Ja und nein!“
 „Wie meinen Sie das?“
 „Die Eisenbahn-Verwaltungen hielten mich lange mit lächelnden Mienen und schönen Versprechungen hin; endlich sah ich ein, daß meine Stiefeln die weiten Gänge nicht mehr aushielten. Kurz, ich wandte mich, des langen Hoffens und Kampfs müde, an einen Freund meines Vaters hier in Havre, und bin durch seine Vermittelung als Supercargo angestellt bei einem Kauffahrer, der morgen nach den Antillen unter Segel geht.“
 „Morgen?“ rief Herr v. Bievville.
 „Ja wohl, morgen.“
 „Lassen Sie denn nichts hier zurück, wovon die Trennung Ihnen schwer wird?“
 Eduard ward glühend roth. „Das ist mein Geheimniß,“ sprach er.
 „Und wenn ich Sie nun inständig bitte, es mir zu vertrauen?“
 „So würde ich es verweigern. — Es genüge Ihnen zu wissen, daß ich mein Vergehen büße. Ich trage hier,“ sprach er, die Hand auf sein Herz legend, „eine Erinnerung, welche mich hoffentlich bald tödten wird.“
 „Ihre Art zu sterben kennt man. . .“
 „Diesmal, hoffe ich, wird mein Tod ein ehrlicher sein.“
 „Zum Teufel, das verbitten wir uns, da haben wir auch ein Wort mit zu reden, Clemence desgleichen.“
 „Was wollen Sie damit sagen?“
 „Nun, weil Sie ja meiner Tochter bestimmter. . .“
 „D, reden Sie, reden Sie, ich bitte.“
 „Nur, wenn Sie versprechen, leben zu wollen.“
 „D, ich will leben, ich werde leben!“
 „Ist's auch gewiß?“
 „Ganz gewiß, wenn. . .“
 „Wenn ich Ihnen meine Tochter gebe, nicht wahr?“
 Des jungen Mannes dunkle Röthe verwandelte sich in tödtliche Blässe; das unverhoffte Glück überwältigte ihn.
 „Sie haben mir in Maisons Laffitte einen Streich gespielt,“ sprach freundlich der alte Herr; „jetzt gebe ich's Ihnen wieder. Sie dürfen nicht nach den Antillen,“ und er öffnete die Arme, in die der glückliche Eduard beseligt sank.
 Wäre aber nun Eduard nicht zu gleicher Zeit mit Paul von Marseille nach Paris gereist, hätten sie nicht zufällig in demselben Coupé Platz genommen, was dann?
 Was dann geworden, wer kann das ergründen; doch so viel ist gewiß, daß Fr. v. Bievville zur großen Genugthuung der Aerzte vollkommen geheilt aus dem Seebade nach ihrer Heimath zurückkehrte und nach nicht gar langer Zeit sich mit Herrn Eduard Bernier vermählte. [2970]

Ein Sommer in Baden-Baden

von Eugen Guinot.

(Illustrirt von Tony Johannot, Eug. Lami, François und Jacquemont.)

Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Das Buch, welches diesen Titel führt, ist so interessant und allgemein ansprechend, daß wir, treu unserm Princip, das Gute zu verbreiten, es uns nicht ver sagen können, demselben heut einen größeren Raum zu widmen, als der Besprechung neuer Literaturerscheinungen in dieser Zeitung sonst gewidmet wird. Wir halten das genannte Werk um so mehr der Empfehlung werth, da der Stoff, wie gesagt, ein allgemein interessanter. Für Diejenigen unserer Leserinnen, welche Baden-Baden aus eigener Anschauung kennen, schrieb Guinot ein Buch der Erinnerung, denen, welche Baden-Baden zum Ziel ihrer Reise wählen, gab er einen treuen Führer, und denen, welche aus tausend verschiedenen Gründen nicht reisen können, die Möglichkeit in die Hand, im Geiste einen der schönsten Theile des lieben deutschen Vaterlandes zu durchwandern, und sich im Kreise der fashionablen Gesellschaft von Baden-Baden zu bewegen.
 Wer das Glück gehabt, einen Sommer in Baden-Baden zu verleben, der wird begreifen, warum die elegante Welt gerade dieses Fleckchen Erde zu ihrem sans souci gewählt, und wer das Glück nicht gehabt, dem wird das oben genannte Buch eine Vorstellung davon geben, mit dieser zugleich aber auch das Sehnen nach jenem modernen Paradiese, aus dem kein Engel mit feurigem Schwert uns zu vertreiben droht; wir müßten denn den Winter so nennen, der die Fluren verödet, die Berge mit Schnee bekleidet, und der Ströme fröhliches Brausen durch eisernen, eisigen Nachtspruch hemmt.
 Im Winter freilich ist Baden-Baden ein Städtchen wie andre Städtchen, die im Schooß der Berge still und geduldig dem Frühling entgegenharren; und doch nicht ganz wie andere Städtchen, denn wenn draußen der Schnee wirbelnd sein Spiel treibt, die Stürme brausen, und die alten beschnittenen Burgen so ernst auf das unten pulstrende Leben der Jetztwelt hinabschauen, da versammelt die Bewohner von Baden-Baden sich um die „gesellige Flamme“, und erzählen einander von dem Glanz, der Pracht, den Mühen und Vortheilen der vergangenen „Saison“. Denn wie fast in allen bedeutenden Badeorten gehen die Einwohner mehr oder weniger zur Zeit der Saison in den Fremden auf; sie räumen so gänzlich das Feld, beschränken sich auf so fabelhaft enge Räume, daß es scheint, als schwänden sie gänzlich von der Erde, oder gäben wenigstens alle Ansprüche auf, die der Mensch an Raum und Zeit zu machen gewohnt ist. Es ist als verwandelten sich zur Badezeit die ursprünglichen Bewohner der Badeorte in wohlthätige Berggeistler und Nixen, die nur durch ihre freundlich hülfreichen Dienste denen sich bemerkbar machen, welche an dem Heilquell Genesung oder Bergnügen suchen.
 So auch in Baden-Baden. Der Sommer ist da, die köstlich erfrischende Bergluft spielt in den grünen Säiten der Waldbäume ihre ewige Freiheitshymne, und im Schooße der reichen urkräftigen Natur haben Industrie und Luxus all ihre Reize entfaltet, um den verwöhnten Kindern der großen Welt den Abchied von dieser nicht schwer zu machen.
 Es ist eine reiche Stadt, das liebliche Baden-Baden, reich durch geschichtliche Erinnerungen, reich durch die unsäglich reichen seiner Umgebung, reich durch seine Heilquellen, und reich durch die Fülle von Leben, Herrlichkeit, Genuß und Freude, welche alljährlich in und um seine Mauern sich drängt.
 Auch wer Baden-Baden nicht gesehen, sondern durch das oben genannte interessante Buch es kennen gelernt, wird einsehen, daß es kaum ein belohnenderes Reiseziel im schönen deutschen Vaterlande geben kann als dieses Ort, an welchem auch der wenig Bemittelte gastliche Aufnahme und Bebaglichkeit finden kann, ohne neben der Menge reicher und hochgestellter Personen, deren Sammelplatz Baden-Baden im Sommer ist, in seinen gerechten Ansprüchen vernachlässigt zu werden.
 Wollten wir die genauen, mit gewandter, geistreicher Feder skizzirten Schilderungen, oder auch nur einige der auf Erfahrung beruhenden nützlichen Rathschläge für die Reisenden hier wiederholen, würden wir nur dem Buche vorgreifen, ohne es entbehrlich machen zu können.
 Das Buch: „Ein Sommer in Baden-Baden“ gehört zu den wenigen Schriften, deren Besitz wahre Freude, weil stets neue Freude gewährt. Unter dem heiter anspriechlichen Titel birgt sich ein Schatz reichen Wissens, im anmuthigen Gewande der Erzählung dargeboten, und in Seele und Gedächtniß sich einnehmend durch Bilder von der Hand ausgezeichneter Künstler.
 Wir sehen das schöne Conversationshaus zu Baden-Baden mit seinen prachtvollen Sälen, die Trinkhalle, das Städtchen selbst am Fuße des Berges malerisch gelegen, w. r. machen Ausflüge nach dem alten und neuen Schloß, nach Kloster Lichtental, lassen uns die Sagen erzählen, welche an diese Orte sich knüpfen, rasten am Geroldsauer Wasserfall, versenken uns in die Geschichte der drei Grafen von Gersheim, deren Burg Alt-Eberstein mit ihren letzten kargen Nesten vom Berge niederschaut.
 Das Glöckchen der Klingel-Kapelle versetzt uns zurück in die Tage kindlichen Wunderglaubens; das reizende Lustschloß Favorite mit seinen herrlichen Gärten und der einfachen Cremitage, wo die Prinzessin Sybille, die Gründerin der „Favorite“, Tage und Nächte schwerer Buße zugebracht, läßt uns den feltamen Contrast der Weltlust mit den Castenungen empfinden, durch welche jene Fürstin den Himmel zu versöhnen empte.
 Ueber Winkel, Sasbach und den träumerischen Mummelsee reisen wir nach dem Schwarzwalde, stehen eine Weile still bei den Quellen der Donau und gehen weiter nach Constanz, der einst so mächtigen, jetzt so demüthig traurigen Stadt. Die Städte Freiburg, Straßburg, Heidelberg, Mannheim, Köln mit ihren geschichtlichen, sagenhaften, kultur- und naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten fesseln unser Interesse, und die Wunder des herrlichen Rheinstroms üben ihren unver-

gänglichster Zauber auf die Seele auch des Lesers aus, dem diese Bilder keine Erinnerungen an früherer Geschehen zurückrufen.

Um den Lesern zu zeigen, daß Guinot es verstanden, seinem Werke die, sonst häufig Reisebeschreibungen zum Vorwurf gemachte Trostlichkeit zu nehmen, und durch Sagen und Skizzen ihm die Würze der Romantik und des Humors zu verleihen, lassen wir eine der Skizzen hier folgen:

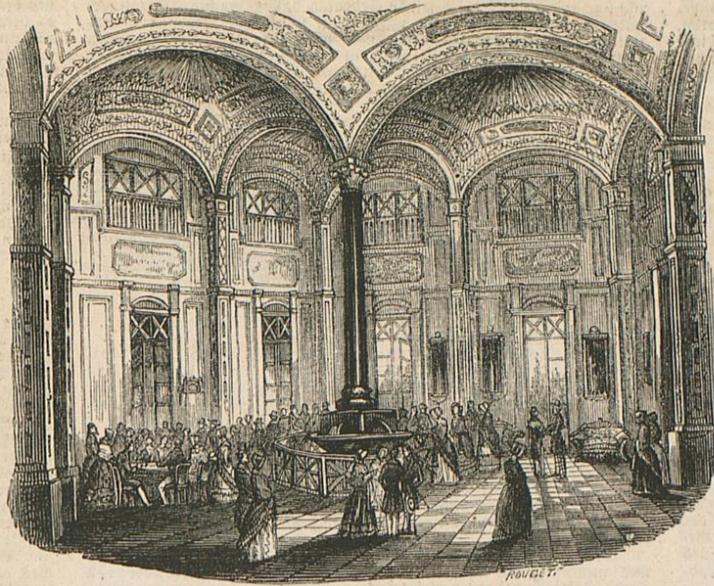
Der Heidelberger Student.

Ein prächtiger Junge war's, blond und etwas schwächlich, mit frischen Rosenwangen, heller Stirne, sanftem und klarem Blide und langen, blonden Locken; sein Name war Franz; in ländlicher Stille, fern von allem Weltgeräusche, unter zarter Vorjorge einer liebenden Mutter erzogen, war er treuherzig, gleich einem Kinde. Das Haus, wo er geboren, der Grasplatz, auf welchem er mit seinen jungen Freunden spielte, die Dorfkloden, die Lehren des Pfarrers, die Visitationen seiner Mutter, waren sein Leben, seine Wissenschaft, sein Glück und sein Alles! Etwas Weiteres gab es nicht für ihn.

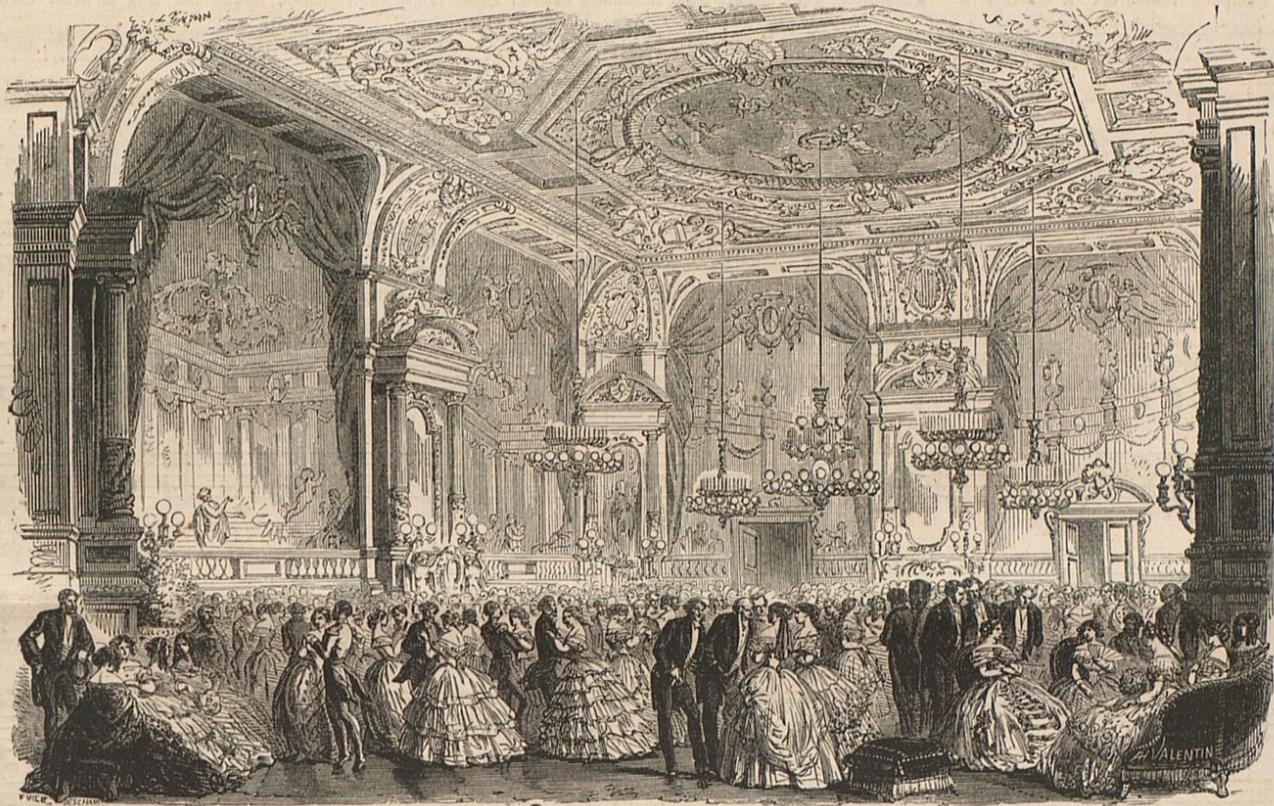
Eines Tages sagte ihm seine Mutter unter zärtlichen Lieblosungen: „Du bist jetzt 17 Jahre alt, geliebter Sohn, und mußt an Deine Zukunft denken; Dein kleines väterliches Erbtheil wird kaum ausreichen bis zu den Tagen Deiner Selbstständigkeit; Du hast kein Vermögen, keine Beschücker und bist ganz auf Dich selbst angewiesen; wenn Deine Wünsche auf ein ruhiges und sorgenloses Leben gerichtet sind, wenn Du meine letzten Lebensstage beglücken willst, so arbeite, studire, damit Du unter nützlichen Menschen einen Rang einnimmst, die nur in einem thätigen Leben ihre Wohlfahrt suchen. Der würdige Pfarer Glosmann hat Dich gelehrt, was er wußte, jetzt mußt Du nach seiner Ansicht die höheren Studien auf der Universität beginnen; wir müssen uns trennen, geliebtes Kind, es handelt sich um Deine Zukunft; morgen wirst Du nach Heidelberg reisen.“ — Die Zurüstungen zur Reise waren bald vollendet, Glosmann nahm Abschied von seinem Zöglinge. „Du bist“, sagte er ihm, „ein geachteter, fleißiger Junge, eifrig und gelehrig; Du wirst die Lehren geschickter und gelehrter Professoren mit Erfolg annehmen. Um Dich in Deine neue Welt einzuführen, habe ich Dich einem meiner früheren Zöglinge, Conrad Fulghausen, der sanft und wisbegierig ist, wie Du, empfohlen, gleich ihm diesen Brief, suche seine Freundschaft zu gewinnen; er ist bereits seit 3 Jahren auf der Hochschule und wird Dir ein treuer Führer sein.“

Es war die erste Trennung des Sohnes von der zärtlichen Mutter; es stießen Thränen, und der gute Seelenhirt mußte sein ganzes Ansehen geltend machen, um den Schmerz der Trennungssunde zu lindern; endlich schied Franz von seiner tiefbewegten Mutter. Zu Fuß, das Säckchen mit der ganzen Habe auf dem Rücken, wanderte er fort, und weder die Anblicke der für ihn neuen Gegenden milderten seinen Schmerz. Mit Thränen in den Augen kam er in Heidelberg an; und auch die schöne malerische Stadt mit ihrer herrlichen Lage und den ehrwürdigen Ruinen des alten Schlosses konnte seine trüben Gedanken nicht erheitern. Er lebte in einem Wirthshause ein, das zwei feinen Bildern sich darbot, Heideidee sich mit Sorgfalt und ließ sich zu Conrad führen, der in der Neckarstraße wohnte; hier sollte der junge, lebenswürdige Mann finden, welchen Vater Glosmann als Vorbild ihm empfohlen hatte. Conrad wohnte im dritten Stockwerke eines Hauses von gothischer Bauart; seine Klopfe Franz an.

„Gerein“, rief eine rauhe, furchtbare Stimme. Franz glaubte, an der unehrenbaren Thüre angelockt zu haben, öffnete gleichwohl und fand sich gegenüber einem jungen Manne von dunkler Farbe, sonderbar gekleidet, von hochfahrendem, kriegerischen



Großer Saal in der Trinkhalle in Baden-Baden.



Ball- und Concertsaal in Baden-Baden.

Ansehen, kühnem, spöttischen Blide und starkem Barte; auf seinem Kopfe saß, nachlässig gegen das rechte Ohr geneigt, eine kleine rotbe Tuchtasse.

„Herr Conrad Fulghausen?“ fragte Franz schüchtern.

„Der bin ich“, erwiderte der junge Mann.

Erstaunt überreichte Franz den Brief, welchen Conrad annahm, und während dieser Veteran das Schreiben des ehrwürdigen Glosmann durchlas, sah sich der junge Neuling das Zimmermöbement an. Es war das Gemach eines deutschen Studenten in seiner ganzen poetischen Bedeutung; jede der vier Wände hatte ihre eigenthümliche Versieruna; nördlich die Thüre, nach Süden das Fenster, nach Osten das Bett und westlich der Ofen; zur Seite des Bettes ein schlecht überzogener Mantelsack. Die Mauer, welche durch das Fenster erhellt war, hing voll furchtbarer Waffen, großen Säbeln, Pistolen, Dolchen, Kappieren; die Wand, der Thür gegenüber, war mit einer Unzahl von Tabakspfeifen in allen Formen und Größen behangen; zu beiden Seiten des Ofens bildeten übermalte Steinzeichnungen, verweltete Blumen, kleine Zweige mit getrockneten Blättern ein ganzes Museum von Malerei und Naturwissenschaft!

Nachdem Conrad den Brief gelesen, drückte er Franzens Hand mit Herzlichkeit. „Ein braver und würdiger Mann, dieser Vater Glosmann“, sagte er, „wie bin ich ihm dankbar, daß er meiner gedacht; sein Vertrauen soll nicht getauscht werden! Aber, nicht wahr, ich bin ein sonderbarer Wirth, ich habe Ihnen noch gar nichts angeboten. Du, reiche diesem Herrn, während ich die Gläser fülle, eine Pfeife!“

Bei diesen Worten kam ein großer weißer Hund unter dem Tische hervor, näherte sich der Wand, richtete sich auf den Hinterfüßen empor, und nahm, nach einem prüfenden Blick auf das Pfeifenarsenal, eine der Pfeifen herunter, die er Franz anbot.

„Recht so, Robin“, rief Conrad lustig, „Du bist ein geschickter Diener; Du hast wohl bemerkt, daß dieser Herr mein Freund ist, und hast die schönste Pfeife für ihn ausgesucht!“

„Es giebt im ganzen badischen Lande keinen besseren Bedienten. Mit Eifer und seltenem Scharfblicke thut er, was ihm befohlen, er behandelt Jeden nach Gebühr — und ich gehe selten fehl, wenn ich seinem Rathe und den Eingebungen seines Instinctes folge. Nun, stoßen Sie Ihre Pfeife und sünden Sie an.“

„Ach?“ antwortete schüchtern Franz, „o! ich rauche nicht!“

„So? Aber trinken werden Sie doch mit mir?“ Franz nahm das dargebotene Glas; kaum hatte er aber dasselbe an die Lippen gebracht, als er mit einer Miene des Schreckens und Glets ausrief: „Gott! Wie ist das stark! Das könnte ich nicht trinken.“

„In der That!“ rief Conrad, „ich erkenne mich selbst wieder; so ging es auch mir, als ich die Universität bezog, es sind jetzt gerade drei Jahre. Betrachten Sie mich genau und sagen Sie: so werde ich in drei Jahren sein; denn ich sage: so war ich vor drei Jahren und so werden Sie nach drei Jahren sein! Wundern dürfen Sie sich darüber nicht, lieber Freund! Die Sache ist klar! Ich war zart und sanft, wie Sie; schüchtern und harmlos, wie Sie; ich kannte keine Pfeife, hatte Abneigung vor starken Getränken; meine Mutter hatte mich ganz mädchenhaft erzogen, der ehrwürdige Glosmann mir Bescheidenheit und Tugend gelehrt; aus derselben Schule sind wir Beide hervorgegangen. Ich bin vorangegangen. Sie sehen, wie die Studien vervollkommen, und was aus den schüchternen Zöglingen des wadern und ehrwürdigen Glosmann werden kann.“

Staunend hörte Franz diese für ihn ganz neue Sprache. „Ich wette, daß Sie nach drei Monaten nicht wieder zu erkennen sind. Bei mir hat die Verwandlung nicht so lange gedauert, und ich hatte keinen Führer, wie Sie einen solchen in mir gefunden haben; Sie werden sich bald überzeugen, welchen vortrefflichen Führer, welchen lebenswürdigen Cicero, klugen Rathgeber und gelehrten Professor Sie in mir gefunden! Ich spreche nicht gerne so schmeicheltast von mir selbst, Sie müssen mich aber kennen lernen. Ich werde übrigens sogleich Probe ablegen und mit dem Erziehungswerke beginnen; die erste Unterrichtsstunde ist da! Robin, meine Pfeife!“

„Gehen wir in den Keller!“ fragte Franz. „Jawohl!“ antwortete Conrad mit unterdrücktem Lachen. „Ich habe aber keine Bücher, kein Papier zum Nachschreiben.“

„Sie bekommen dort Alles, was Sie brauchen!“ Robin, mein Kobr! Nun fort!“ — Arm in Arm, als gute Kameraden, traten sie ihren Weg an.

Mit leichtfertiger Anmuth schlendernd, schritt Conrad einher. In seinen Haaren wühlend, setzte er — so weit es das Gleichgewicht erlaubte — die Mähe auf's Ohr; ein kleiner hellblauer Leberrock, so eng und kurz als möglich, schloß sich um seine Hüften und hob seinen männlichen Wuchs vortheilhaf hervor; mit hochgehobenem Kopfe, mit mutbigem und herausforderndem Blide zeigten seine Gesichtszüge Sorglosigkeit, Frohinn und Entschlossenheit. Er hatte für den Spaziergang eine sehr schöne Pfeife gewählt, deren Vorkantopf voll feiner Malerei war und die er in der linken Hand hielt. Seine rechte Hand führte ein schweres Kobr mit Eisenknopf, welches er mit Behendigkeit schwang, von Zeit zu Zeit ein Rad damit machte, um seine Kunst als Stodkämpfer zu zeigen. Franz dagegen ging ganz bescheiden neben ihm mit gesenktem Blide und verlegten; seine Schüchternheit, sein Staunen waren das auffallende Gegenbild zu der prächtigen Haltung und kräftigen Umgebung seines Gefährten; Conrad war nachsichtig gegen Schwächen, die ehemals seine eigenen waren, und that alles Mögliche, um den jungen Neuling von seiner Schüchternheit zu befreien.

Wir nehmen unsern Weg durch diese kleine, enge Straße; die Liebe führt mich dahin! und weil wir denn doch gerade von Liebe reden, so darf ich Sie wohl fragen, lieber Franz, ob Sie eine zärtliche Erinnerung mit hierher gebracht haben? Welches schöne Auge Ihre Abwesenheit beweint. Es wird so sein, nicht wahr? So eine harmlose erste Liebe, Schwärme ewiger Treue unter einem schönen Sternenhimmel in der Abendstunde erneuert? Hab's auch mitgemacht, ich kenne die unvergängliche Freude einer ersten Liebe und die fromme Schwermuth der Trennung. Man muß aber Vernunft annehmen; solche Träume schwinden vor den Gemüthen, die keine Wirklichkeit haben: hier liebt man auch und in Einem fort, aber lustig und leicht.“ Dabei beobachtete Conrad seinen jungen Freund verstoßen



Großherzogliches Schloß. Baden.



Eingang zum alten Schlosse in Baden.

und lächelte wie ein alter Verföhler, als er die natürliche Befangenheit und die schamhafte Verwirrung des unschuldigen Neulings wahrte; um ihm in seiner Verlegenheit die Antwort zu ersparen, fuhr er fort: „Sie haben also die süßen Regungen einer ersten Liebe noch nicht kennen gelernt? Deito besser! So sind Sie frei, brechen keinen Schwur und können ohne Furcht und Gewissensbisse Ihren Blick zu jenem Vogelstich und Blumentopf gezielten Fenster erheben.“

Seinem Führer gehorchend, hob Franz sein Auge nach diesem Fenster. Zwei schöne Mädchentöpfe lächelten zwischen dem Käfig und dem Blumentopf hervor; der eine aus feurigem schwarzen, der andere aus sanften und blauen Augen.

„Saben Sie Beide gesehen? Ihnen die Blonde, wenn Ihr Herz nicht dagegen ist; gern hätte ich Ihnen die Wahl gelassen, wenn ich mich nicht schon für die dunkle entschieden hätte; frisch darauf los! Folgen Sie meinem Beispiele! Eine anmuthige Begrüßung, ein vielbedeutender Blick; morgen schon laufen wir Sturm. Jetzt ist es schon zu spät, wir müssen zu dem Abendunterrichte eilen; er ist nicht weit von hier.“

Jetzt öffnete Conrad die Saalthüre; Franz — stand auf der Schwelle still, wie gebannt durch den Lärm und fast erstickend in dichtem Rauch.

Wie Mentor seinen Telsamach in die Stuthe stürzte, um ihn von der Insel der Calypso wegzubringen, so zog Conrad den jungen Stubosus mit aller Kraft in das Rauchmeer!

Die Bierbrauereien in Heidelberg sind bekanntlich die Lehrsäle für den Abendkurs; der Gifer der Studenten und ihre Pünktlichkeit im Besuche ihres Unterrichts ist über alles Lob erhaben. Sie kommen wenn der Morgen graut und gehen um die späte Mitternacht. Nichts gleicht der Einfachheit dieser Versammlungsorte; hier findet man feinerkeit eitle Verzierungen, keine vergoldeten Wände, keine Malereien, keinen Spiegel. Einfaches Holzwerk, nackte Wände, keine Malereien und statt alles Zimmergeräthes Tische von Eichenholz, die nur der Sobel geblättert. Ein verworrenes Lärmen von Stimmen, ein Getöse von Worten, Lachen, Gläsergeflirr, und Alles das inmitten eines Tabakqualmes, welcher stets durch frischgefüllte Pfeifen neue Nahrung erhält.

Auf Conrad gestützt, hatte der fast erstickte junge Mensch an einem Tische Platz genommen, an welchem ein Duzend Studenten saßen; man rückte zusammen, um den neuen Ankömmlingen Platz zu machen; Conrad stellte seinen Schüßling feierlich vor, er wurde herz-

lich aufgenommen, Glas und Pfeife ihm angeboten und man schien nicht zu bemerken, daß er keinen Gebrauch davon machte. Die Unterhaltung nahm wieder ihren ungehörten Lauf; ihr Gegenstand war freilich höchst sonderbar und mitunter nicht sehr erbaulich für einen sittlichen Zuhörer, welcher plötzlich in dieser neuen Welt sich findet. Man plauderte, man sang, und einer der Studenten stimmte mit herrlicher Stimme folgendes Lied des alten Claudius an, das keinem deutschen Studenten unbekannt ist:

Stimmt an mit hellem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgefang,
Das Waldthal hall' ihn wieder.

Der alten Vorden Vaterland,
Dem Vaterland der Freue,
Dir, niemals ausgefang'nes Land,
Dir weih' wir uns aufs Neue.

Zur Abentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Stütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichkeit
Und alte deutsche Sitten.

Die Vorden sollen Lieb und Wein,
Doch sollen Tugend preisen,
Und immer biedere Männer sein,
In Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Angestimm' sie reisen!
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen!

Diesem Liede folgten manche andere von minder reinem Klange und minder zarter Weise; es waren darunter Bacchuslieder von einem Schwünge, der an Ausgelassenheit grenzte.

Franz, der sich nach und nach an die Luft des Saales gewöhnt hatte, wurde ein Lied gebeten; nach einigem Zögern sang der unschuldige Neuling mit seiner sanften Stimme eine Romanze, deren wehmüthige Töne ihn als Kind eingewiegt hatten. Dieser sanfte und

zarte Gesang gab wider Erwarten Anlaß zu Streit, der sich schon vorher durch einige Wahrzeichen in dem Saale kundgegeben hatte. Denn es befanden sich dort verschiedene Studentengesellschaften, und als Conrad und seine Freunde ihre Gesänge wiederholten, wurden sie durch feindliches Hohngelächter unterbrochen, welches von den benachbarten Tischen ausging. Als Franz sang, brach der anfangs zurückgehaltene und etwas heimlaute Varm hümmlich los. „Stille!“ rief Conrad mit einem Knuffschlage auf den Tisch, der die Gläser und Bierhumpen zittern machte. Diese grobe Aufforderung wurde mit allgemeinem Pfeifen beantwortet.

Einem wunden Leuen gleich sprang Conrad auf und warf — statt einem Handschuhe — seine Mütze auf den Tisch seiner Gegner.

Ein Student ergriff die Mütze, durchbohrte sie mit einem Messer und schickte sie dem Eigenthümer zurück.

Das Untereinander schien ein allgemeines werden zu wollen. „Halte ein!“ rief Conrad mit Ruhe, „das ist eine Sache zwischen mir und Max Burgschwiller; morgen wollen wir einander begegnen und dann sehen, ob seine Haut nicht einen Einschnitt erhält wie meine Kappe.“ „Das wird sich zeigen,“ rief Max ebenso kaltblütig; damit war die Herausforderung in Ordnung. Jeder nahm seinen vorigen Platz, die Gläser wurden neuerdings gefüllt; Conrad und seine Freunde waren ganz ruhig nach diesem Vorfalle, während Franz an allen Gliedern zitterte und in der Angst zu rauchen begann, ohne es zu wissen.

„Bravo!“ rief ihm Conrad zu, „halb sind Sie schon genesen. Damit Sie aber gekräftigt werden auf der betretenen Bahn, so trinken Sie nun von dem Rheinwein, den wir soeben besungen; ich will Ihr Willkommen nach Gebühr feiern.“

Man brachte zuerst Wein, dann Liqueurs, die Köpfe erhitzten sich immer mehr, und als es Zeit war zum Heimgehen und die Studenten das Abendcolloquium verließen, war Conrad vollkommen betrunken, während Franz, der an den dargebotenen Gläsern nur genippt, Kopf und Füße frei hatte; jetzt galt es für den Jüngling, den taumelnden Lehrer zu fügen; die Rollen waren getauscht, der Jüngling mußte dem tapfern Conrad Führer sein.

Aber kaum wenige Schritte von dem Wirthshause entfernt, welches alsbald geschlossen worden, befand sich Franz in großer Verlegenheit.

Es war dunkle Nacht, die Studenten waren singend weiter gegangen, ihre Stimmen verhallten in der Ferne; Conrad, welcher kaum aufrecht stehen und sich halten konnte, war natürlich außer Stande, seinem Führer den Weg zu seiner Wohnung zu zeigen; Thüren und

Original-Musik des Bazar.

Der Specht.

Gedicht von Carl Müller.

Fräulein Bertha Grünmacher gewidmet.

Willy. Lehmann.

Allegretto. *mf*

Es poch-te der Specht an dem Bau = me, da ging ich am walbigen Sau = me; der Bu-fen ach! war mir so

weit, ging sie doch so trau-lich zur Seit'. Ich hatt' ihr so Vieles zu sa = gen und mochte doch nimmer es wa = gen; da war es, als rie = fe der

Specht: Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! da war es, als rie = fe der Specht: Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! Klop = f nur

an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! Und als ich ihr sah in's Ge-

sich = te, da war mir der Muth schon zu nich = te; doch wieder pochte der Specht: Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! doch

Fenster waren überall geschlossen, man konnte Niemanden um Auskunft bitten, fast blieb nichts übrig, als unter freiem Himmel zu übernachten. In dieser peinlichen Lage kam unerwartete Hilfe und zwar von Robin, welcher Franzens Nothjügel faßte, als wollte er ihm den Weg zeigen.

Der treue und kluge Robin war an diesen Dienst gewöhnt; oft führte er seinen Herrn ohne alle Hilfe nach Hause; der thierische Instinct half hier dem verirren Geiste des Menschen. Wenn Conrad taumelte, stützte ihn Robin mit den Vorderfüßen, wenn Conrad auf den Boden gerunten war, hob ihn Robin auf, half ihm gehen, hielt ihn auf sicherem Wege und gelangte stets — früher oder später — ans Ziel. Die meisten Heidelberger Studenten haben solche Hunde, welche insgeheimt je nach Zeit und Umständen ungenüßliche Diener, vertraute Rathgeber, unbeschliche Wächter, geduldige und geschickte Führer sind. Mit Robins Hilfe brachte Franz Conrad in sein Zimmer, aber Franzens Wohnung kannte Robin nicht, und da unser Neuling den Weg nach seinem Gasthause nicht mehr zu finden wußte, so blieb ihm nichts übrig, als bei seinem Mentor zu bleiben; er nahm Platz im großen Kaminstuhl und saß bald in den tiefen Schlummer der Einsamkeit.

Die Prüfungen des Tages, seine Ergebnisse in dieser ihm neuen Welt, die Aufregung, in welcher er den Abend zugebracht, versenkten ihn in wunderbare Träume seiner ererbten Einbildungskraft; plötzlich erwachte er beim Aufsteigen einer helltönenden Stimme.

Conrad war's, der Aufrufen begrüßte.

Der lustige Student hatte gleichzeitig die Spuren des Schlafes und die Beseelung des Rauches abgeschüttelt. — Man sah ihm das Trübsal von gestern durchaus nicht mehr an und sein Geist war wieder heiter.

Bei seiner glücklichen und starken Körperbeschaffenheit machte er sich wenig aus dergleichen rohen Anstrengungen, und nach vierstündigem Schlafe erhob er sich frisch, heiter und kräftig, wie ein Weiser, der mäßig zu Nacht gegessen und mit Sonnenuntergang zu Bette gegangen.

Auf Franzens Schulter klopfend, fragte er ihn: „Wie geht es Dir diesen Morgen?“

Franz sah ihn noch halb schlaftrunken an und antwortete fast unbewußt: „Gut! und Ihnen?“

„Was willst Du mit Ihnen,“ erwiderte Conrad lustig, „wir brauchen nicht mehr fremd gegeneinander zu thun; wir sind schon alte Bekannte, haben mit unsern Gläsern angestoßen, unter Einem Dache geschlafen, wir sind also Kameraden und wollen ohne Umstände vertraulich und herzlich gegeneinander sein, wie zwei Freunde, welche auf dem gemeinsamen Pfade der Wissenschaften, der Liebe und Ehre wandeln. Aber eben fällt mir ein: habe ich heute nicht ein Duell zu bestehen? Ja wohl, ich muß mich schlagen!“

Bei dem Worte „Duell“ fing Franz an zu zittern.

„Meine Gedanken sind durchaus klar, und ich erinnere mich vollkommen alles dessen, was gestern Abend sich zugetragen. Ich habe Max Burgschwiller herausgefordert und bin recht froh darum, ich hatte mir längst vorgenommen, ihm eine Lehre zu geben; er ist das Haupt der Hefen, ich der Badenjer; zwei feindliche Nationen, die schon manchen Säbelhieb gewechselt; Du kannst Dir kaum denken, wie mir diese Sache Freude macht. Wenn ich übrigens auch nicht an Max gekommen wäre, ein Duell hätte ich diesen Morgen jedenfalls haben müssen, und ich hätte mich an den Griechen Vesten gewendet, gleichviel mit oder ohne Grund; mit irgend Jemand mußte ich mich schlagen, schon um Deinetwillen.“

„Um meinetwillen?“ rief Franz.

„Allerdings; bin ich nicht Dein Führer, Dein Beschützer, Dein Mentor? Muß ich Dich nicht mit allen unsern Übungen bekannt machen? Das Duell, lieber Franz, ist eines unserer Hauptgeschäfte; ich kann Dir eben so wenig die Zahl meiner Duelle als die Zahl der Klagen angeben, die ich seit dem Beginne meiner academischen Laufbahn geleert habe; es ist nicht möglich, darüber Buch zu führen. Unsere ernsten und würdigen Professoren mögen Dir Gottesgelahrtheit, Heilunde und Rechtswissenschaft eingeben, ich halte Dir Vorlesung über den Codex des Biers und der Ehre! Es sind dies geschriebene Satzungen, die ein Student lernen und in sich aufnehmen muß, damit er unter allen Umständen nach den angemessenen Vorschriften und Gebräuchen sich zu benehmen weiß. Nun will ich Dir sogleich ein Stück Praxis zeigen, eh ich Dir die theoretischen Lehren beibringe.“

„Gestern Abend sahst Du uns im Geschäft mit den Gläsern in der Hand, jetzt wirst Du sogleich sehen, wie gewiegte Männer einen Streit ausmachen.“ Conrad nahm nun ruhig und mit Köheln einen langen Schläger von der Wand, untersuchte ihn genau, schraubte die

Klinge los, steckte sie in die Scheide und verbarg sie in seinen Beinfleibern, während er den Griff in seine Nothtasche steckte. „So merkt man nicht, daß ich Waffen bei mir habe, und nun fort!“ sagte er, seinem Freunde den Arm reichend, „denn es ist Zeit, daß wir uns nach dem ländlichen Wohnsitze „unserer Ehrenjaden“ begeben. Du wirst dem Kampfe als Zuschauer beizuhören, später aber, wenn Du mit der Sache etwas näher bekannt geworden, und ich mich wieder schlage, mein Secundant sein. Dann kommt aber die Sache an Dich, und ich werde dann schon für ein kleines, hübsches Duell sorgen, wozu ich den Gegner aussuche.“

„Ein Duell? ich?“ rief Franz mit Entsetzen.

„Gewiß! Glaubst Du denn mit ineinandergelegten Armen Student sein zu können? Um in die kameradschaftlichen Verbindungen einreten zu können, muß ein Studiosus Proben seines Muthes ablegen, und sich von Zeit zu Zeit schlagen, um das Handgelenk zu üben. Zwei bis drei Monate giebt man Dir Zeit, fechten zu lernen und Dich an den Anblick des Blutes zu gewöhnen, dann aber mußt Du frisch darauf los und tüchtig Deine Probe ablegen, denn ich sehe für Dich ein! Jetzt bist Du noch erschrocken, später macht es Dir Spaß! Es kommt Alles auf die Gewohnheit an! Für jetzt beobachtet Du nur, um zu lernen; Du hast gestern Abend mit angesehen, wie man es anfängt, um zu einem Duelle zu kommen. Auf ein gegebenes Zeichen werden zwei Kameraden, die dem gestrigen Vorfalle mit beizuhören, meine Secundanten sein, sie müssen die Späher, die uns den Weg sauber halten, in Kenntniß setzen.“

Conrad und Franz gingen nun vor das Thor; der kluge Robin, der zu wissen schien, was vorging, und den Zweck des Spaziergangs kannte, sprang voraus; Franz, in sichtbarer Aufregung, war stille, während Conrad, dessen Mund von Worten und Tabakrauch überströmte, nach frisch gestopfter Pfeife seinem Gefährten zurief: „Siehst Du da unten am Rande des Weges einen Mann, welcher Pflanzen zu sammeln scheint? Du glaubst gewiß, es ist ein Botaniker, der am frühen Morgen Blumen plückt? Keineswegs! Dieser Mann kümmert sich wenig um die Naturgeheimnisse! Er ist unserwegen da, um den Weg sauber zu halten; wir nennen diese Leute „Wächter“. Das Duell ist, wie Du weißt, verboten, es giebt aber gleichwohl Duelle; die Polizei sucht solche wo möglich zu verhindern, und deshalb treffen wir unsere Vorichtsmaßregeln. Es sind vier Wächter reihen-

wie = der pech-te der Specht: Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur recht! Klop = f nur an! Klop = f nur an! Klop = f nur

recht! Da Klang mir die Leh = re so fin = nig, und ward mir im Her = zen so

in = nig; und als ich nun folg = te dem Specht, o Won = ne, wie war es so recht, und

als ich nun folg = te dem Specht, o Won = ne, wie war es so recht! Du Specht an dem waldi-gen Sau = me, o

Klop = ffe noch fer = ner am Bau = me: dem öff = net die Thü = re sich schier, wer's Klop = ffen ver = ste = het, wie wir, dem öff = net die Thü = re sich schier, wer's

Klop = ffen ver = ste = het, wie wir, wer's Klop = ffen ver = ste = het, wie wir, wer's Klop = ffen ver = ste = het, wie wir!

weise aufgestellt, welche uns Nachricht geben, sobald die Polizei, die unsere Einrichtungen genau kennt, zum Kampfplatze hin ihren Weg nimmt. Wir nehmen dann Reißaus, und die Sache ist aufgehoben. Gewöhnlich findet sich die Obrigkeit, welche für unser Wohl wachen soll, im Zustande des vollkommensten Nichtwissens; diesen Vormittag wenigstens werden wir schwerlich überrascht werden, wir sind schon am Hause der „Ehrenfächer“.

Es war ein abseits gelegenes, kleines, ganz roth angestrichenes Haus mit einem hübschen Garten voll schöner, schattenreicher Bäume, wunderschön gelegen am Abhange des Kaiserstuhles, eines der schönen Berge, welche Heidelberg umgeben; der letzte der Wächter stand am Eingange und machte den jungen Leuten Platz zum Eintritte.

Im Saale befanden sich ungefähr 30 Studenten, welche tranken, rauchten, plauderten und lachten. Beim Erscheinen Conrad's trat Stille ein, wie in einem Theater, wenn der Vorhang sich hebt. Diejenigen, welche nur als Zuschauer da waren, stellten sich an die Wand, damit der Kampfplatz frei bleibe; die, welche eine Rolle in diesem Drama zu spielen hatten, bildeten eine Gruppe in der Mitte des Saales. Ein Student, von Conrad als Secundant erwähnt, ergriff das Wort und gab eine genaue Darstellung des Streites. — „Ist es so?“ rief er am Schlusse.

„Ja,“ antworteten May und Conrad.
„Gut! Euer Duell hat 20 Minuten Dauer und fünf Gänge nach dem Comment,“ sagte der Student, indem er ein Buch öffnete. Es war der Codex des Duells, welchen man Comment nennt; er wollte die feingehabenden Artikel lesen, wurde aber von den beiden Duellanten unterbrochen. „Es ist nicht nöthig, wir kennen das Gesez.“ Der Student machte das Buch zu und sagte:

„Da kein Hinderniß vorliegt, so begehrt Euch in die Kückkammer.“ Conrad und May verließen hierauf den Saal, um das Kückzeug anzulegen (man nennt es Kuckhabit).

„Ist der Wundarzt da?“ rief einer der Secundanten.
„Hier,“ erwiderte ein kleiner, alter Mann, mit einem Kupfergesichte und in schwarzer Kleidung, welche gegen die malerische Studententracht sonderbar abfiel.

Nun traten Conrad und May auf den Kampfplatz, und Franz, welcher sich zitternd in einen Winkel geflüchtet, erkannte seinen durch die Kampfgewänder entstellten Mentor kaum wieder.

Eine Mütze von dichter Leder, mit rundem Schilde, bedeckte den Kopf vollständig und das Gesicht zum Theil; Hals und Kinn waren durch eine breite und zuverlässige Halsbinde gedeckt; große, reichlich ausgefüllte Schuppleder polsterten Brust, Bauch, Arme und Beine. May war in gleicher Weise angethan, denn dies ist die vorchriftsmäßige Bekleidung.

Franz, welcher seinen Freund unter dieser umfassenden Hülle wiedererkennt, beruhigte sich; der Kampf kam ihm jetzt nicht mehr so schrecklich vor, denn unter solcher Kühlung konnte höchstens das Gesicht einigermaßen den Hieben ausgekehrt sein.

Die beiden Gegner standen — in einer Entfernung von drei Schritten — einander gegenüber, mit den commentmäßigen Schlägern bewaffnet; es sind dies lange Degen mit zweifelhafte Klinge, scharf und dünn wie Papier; eine Wunde von solchen Waffen kann nur sehr leicht sein. Stechen ist ausdrücklich verboten und zu aller Sicherheit die Spitze abgerundet.

Auf ein von den Zeugen gegebenes Zeichen begann der Kampf; feurig war der Angriff von Seiten der beiden gleich großen, kräftigen und geschickten Fechter; die heftigsten Streiche fanden Widerstand an dem Kückzeuge, eine große, am Degenende angebrachte Muschel bildete eine Art von Schild, den die Kämpfer stets in die Höhe halten, damit das Gesicht gedeckt ist.

Die drei ersten Gänge gaben keinen Ausschlag; im vierten aber wußte Conrad durch eine geschickte Wendung den Schild seines Gegners auf die Seite zu schlagen und durch einen schnellen und sichern Hieb dessen Gesicht zu erreichen; die sechste Minute 20 Minuten waren zu Ende und mit ihnen der Kampf; der Besiegte bot die leicht verlegte Wange den Händen des Wundarztes.

Während der Sieger die Glückwünsche seiner Freunde entgegennahm, hörte man vom Garten her klagendes Gebell, und alsbald kamen zwei Hunde in den Saal; der eine stolz und hochfahrend, der andere traurig, mit zerrißenen Ohren; der tapfere und ehrenwerthe Robin war dem Kampfe seines Herrn beigetreten, hatte mit dem Hunde des May Burgschwiller ein Duell bestanden und gleich seinem Herrn, Conrad, gekiegt.

Die Studenten, Sieger, Besiegter, Secundanten und Zuschauer ließen sich nun ein Frühstück auftragen und schlugen lustig den Rückweg nach Heidelberg ein, wo sie eintrafen, als die Vorlesung begann. Franz setzte sich auf eine der Bänke und als er den Saal verließ, waren es gerade 24 Stunden seit seiner Ankunft in Heidelberg. In diesen 24 Stunden war ein ganzes Studentenleben an ihm vorübergegangen; der Morgen, das Duell, das Studium, der Spaziergang, die Blide nach dem Fenster, die Kneipe, die Kneipe, die Kneipe, die Kneipe, der Streit, Rausch und der schwer gefundene Heimweg. Er hatte in diesen 24 Stunden mehr erlebt, als in den 16 Jahren seines Lebens, die ihnen vorangegangen.

Tags darauf lernte Franz schon mehrere Kumpen Bier und drei Gläser Punsch, ohne eine Miene zu verziehen, er rauchte eine Pfeife und hielt standhaft die ihm dadurch verursachte Seelkrankheit aus; auch schrieb er der schönen Blondine am Fenster einen ihm von Conrad dictirten Brief, welcher, César gleich, verschiedene Briefe gleichzeitig dictirte und schrieb.

Beide Briefe mußte Robin an ihre Adresse bestellen. Obgleich Franz von Conrad eine sechswöchentliche Frist für sein erstes Duell erhalten, so bestand er solches am dreifundwanzigsten Tage seines Auenthaltes in Heidelberg; es ging ihm aber wie dem May Burgschwiller.

„Du kannst stolz sein auf diese Narbe,“ sagte Conrad, „sie ist ein Ruhmeszeichen und ein Zeugniß Deines Muthes; diese Fierde macht schön und sichert glänzende Eroberungen; es sind manche unter uns so unzufrieden mit ihrem narbenlosen Antlitze, daß sie mittelst des Rasiermessers täuschende Schnarren ins Gesicht schneiden.“

Die schöne Blondine kam nun vom Fenster an die Thüre, dann ging sie auch ein Bißchen weiter!
Am Ende des Studienjahres legte Conrad seine Studienwürde nieder und wurde Philister; an seine Stelle kam — nach einstimmiger Wahl der Pädagogen — ein würdiger Nachfolger.

Als aber Franz nach zehnmonatlicher Abwesenheit in den Ferien nach seinem Heimathsdörfchen eilte, wurde er nur von seiner Mutter sogleich wiedererkannt, während der ehrwürdige Pfarrer Glosmann sein Staunen nicht bergen konnte.

Aus dem Knaben war ein Jüngling geworden; seine Gestalt hatte sich entwickelt; ein Bart begann sich um das Kinn anzulegen; die Lippen beschattete ein feiner Schnurrbart, er trug sein Haupt hoch, sein Blick war sicher und voll Feuer, seine Sprache fest, fließend und led.

Die väterliche Mutter war in wenigen Tagen an diese Umwandlung gewöhnt, der Pastor Glosmann aber meinte, sein Jüngling sei ohne Rettung verloren. Später fand er, daß er sich getäuscht. Die Spur des Universitätslebens schwindet bald; der Student, welcher alle Thorheiten mitgemacht, der Kaufbold, der Trinker, der Schwärmer, der Räucher, zieht einen ganz neuen Menschen an, er wird guter Warte und Hausvater, ruhiger Bürger, ernster und fleißiger Beamter; es bleibt ihm von seinem Heidelberger Leben nichts mehr, als seine Pfeife und ein in verschiedenen Narben sichtbares Andenken. [2976]

Nehrenlese.

Eine edle Seele verliert nie die Erinnerung empfangener Wohlthaten, und vergißt leicht die, welche die eigne Hand gespendet.

Die drei schwersten Dinge auf der Welt sind: Ein Geheimniß bewahren, eine Beleidigung vergessen und die Zeit der Mühe wohl anwenden.

Theile Deine Pläne nicht Jedem mit, damit, wenn sie scheitern, Dich der Spott nicht treffe.

Man kann eine gute Handlung ausüben, ohne ein guter Mensch zu sein, doch keine gemeine That, ohne ein gemeiner Mensch zu sein.

Es giebt Verletzungen unserer Eigenliebe, die wir auch unseren nächsten Freunden nicht mittheilen.

Wenn Du Ungerechtigkeit zu erdulden hast, so tröste Dich die Ueberzeugung, daß der wahrhaft Unglückliche der ist, der Ungerechtigkeit übt.

Mache Dich überall nützlich, so bist Du überall zu Hause.



Charade.

Vier Sylben.

Es fehlet ein ganz kleines Zeichen
An den zwei ersten Sylben nur;
Sonst könnt' ich eine Frucht Euch reichen,
Gereift auf Südens milder Fluß.

Die Deutung von der kleinen Dritten
Triffst man bei jedem Preußen gleich,
Doch fehlt sie ganz und gar dem Britten,
Dem Franzmann, und in Oesterreich.

Es ward aus schauerlichem Grunde,
Vielleicht in unheilvoller Nacht —
In wilder, sturmbelegter Stunde,
Die Bierte an das Licht gebracht.

Des Ganzen fabelhaftes Wesen,
Es manzelt ihm die Sprache nur —
Erschaffen scheint's und auserlesen
Zum Zerrbild höherer Natur.

[2973]

Friederike Wald.

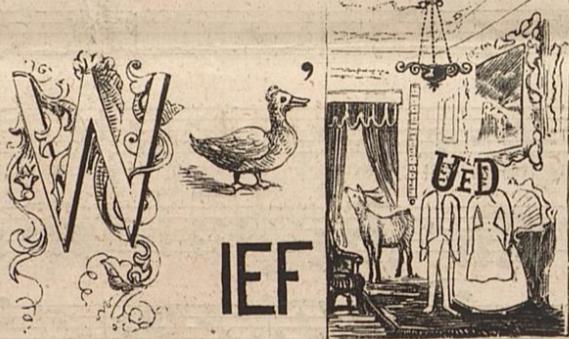
Buchstabenräthsel.

Des Menschen unverbrüchlich Theil
Im wechselvollen Erdenleben,
Nütz es das Herz, zu eignem Heil,
Demüth'gen bald, und bald erheben.
Doch drückt zu schwer das kleine Wort,
Und will's der Seele Flügel lähmen —
Zwei Zeichen wechle drin sofort,
Laß Eins des Andern Stelle nehmen;
Und plötzlich nimmt mit süßer Macht
Ein holder Zauber Dich gefangen;
Dir ist in dunkler Schmerzennacht
Ein Sternenhimmel aufgegangen,
Und wie auf lichten Aetherwogen
Jähst Du Dich himmelan gezogen.

[2960]

Pauline Uttech.

Rebus.



Auflösung des Räthfels in Nr. 25.

Die fünf Sinne. Geschmack, Geruch, Gesicht, Gehör, Gefühl.

Auflösung des Rebus in Nr. 27.

Wer sagt was er weiß, der verliert was er hat.

Eine der edelsten Fähigkeiten des gebildeten Menschen ist die Fähigkeit, zu schweigen, und kindisch oder thöricht verdient Der genannt zu werden, welcher, dem Kikel seiner Zunge slavisch folgend, Gedachtes, Erlebtes, Gehörtes ohne Wahl und Ueberlegung dem Ersten Besten mittheilt. Nicht als ob der Kluge seine Kenntnisse der Welt vorenthalten, sie in sich vergraben müsse, ohne sie durch Wort und Schrift zum Gemeingut Aller zu machen — nicht als ob der Freund sich scheren sollte, Kummer und Zweifel in den Busen des Freundes auszugießen; — Schweigen dieser Art würde die Blüthen der Wissenschaft und des Glückes auf Erden tödten. Das echte Schweigen aber ist ein Kind der Weisheit, es hütet den Schatz eigenen und fremden Glückes, indem es ihn vor dem profanen Blick der Neugierde, Schmachthüt und Habgier verbirgt, während Schwachhaftigkeit leichtsinnig eigene und fremde Achtung, Seelenruhe und Glück vergeudet, diese hohen Lebensgüter, die, einmal verlohren, so schwer wieder zu gewinnen sind.

Darum hütet Eure Zunge, denn: wer sagt, was er weiß, der verliert was er hat. [2977]

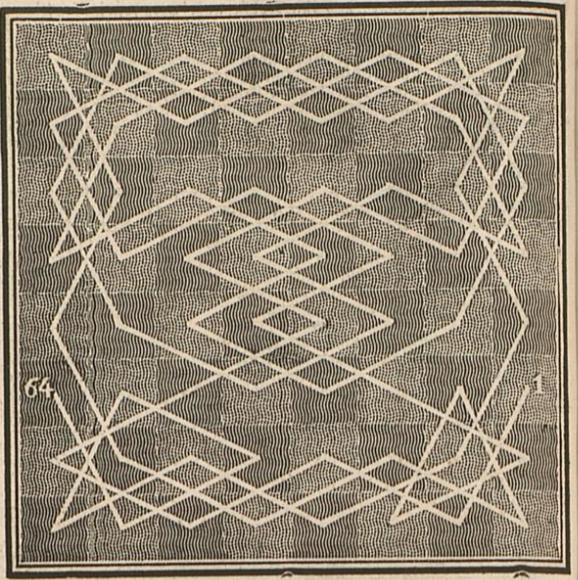
Auflösung der Wortspiele in Nr. 27.

1. Komm ich Brod (Commissbrod).
2. Komm Ihor (Comptoir).
3. Die Irriat (District).
4. Mehr Schaum (Meerjchaum).

Auflösung des Räthfels in Nr. 27.

(Eben — Ende.)

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung = Aufgabe in Nr. 27.



Auflösung der Köffelsprung = Aufgabe in Nr. 27.

Das Schmerfse.

Alle Roth und alle Pein
Kann verwunden nur Dein Herz,
Denn die Seele, wahr und rein,
Leberwindet jed'en Schmerz.
Doch die Hölle bricht herein
Mit der Nacht, die Dich verzeißt —
Mit der Sorge! — ihr allein
Unterliegt der härteste Geist.

Unterliegen? —
Gott wird siegen!

S. Neumann.



Correspondence.

Hr. v. J. in K. Wir freuen uns, daß Sie die empfohlenen Corsets mit Mechanik preiswürdig und zweckmäßig finden. Es existirt seit Kurzem noch eine neuere Art Mechanik, welche, unter dem Stoff gänzlich verborgen, von außen kaum vermuthen läßt, daß das Corset vorn geschlossen. Diese neue pariser Mechanik besteht aus Häuten und Federn, ähnlich wie an den Bügeln der Vorien. Die Häuten an der einen Seite des Corsets werden zwischen den Stoff der andern Seite geschoben und in die dort vorhandenen Federn gedrückt, welche die Häuten fest, und dadurch das Corset zusammenhalten. Will man es öffnen, so zieht man an der unten befindlichen Schnur.

An Hr. K. S. in D. Das Strümpfe-Stricken ist vorzugsweise eine Beschäftigung deutscher Frauen und Mädchen; Engländerinnen streicken selten oder nie Strümpfe, sondern bedienen sich der gewebten. Ein Engländer, der seine Frau oder Tochter stricken sieht, findet sie sehr schlecht beschäftigt und rügt gewiß die unvernünftige, Zeitverschwendung. Die Erfindung der ersten Strümpfwebmaschine verdankt man dem Engländer William Lee, oder vielmehr — dessen Knecht zu einer schönen, fleißigen Strickerin. Man erzählt darüber Folgendes: William Lee, Magister am St. John-College in Cambridge, liebte ein Mädchen, dessen tägliches Geschäft es war, tüchtig die Nadeln zu rühren. So eifrig beschäftigt, konnte das fleißige Kind den Liebesworten des geliebten Verehrers immer nur halb ihr Ohr leihen, ihn kaum antworten und nur stüchtig die Hand reizen. Das ward dem liebenden Magister zu arg, und er entschloß sich, obgleich sonst den industriellen Künsten fremd, eine Maschine zu erfinden, welche die zarten Finger und die schönen Augen seiner Geliebten in Freiheit setze und das Stricken unnöthig mache, diese entsetzliche Arbeit, welche ihm Ohr und Herz seines Mädchens verschloß. Gedacht, gethan. — Die Liebe war stark genug, den jungen Mann für seinen Zweck das rechte Mittel finden zu lassen; William Lee erfand eine Maschine zum Weben der Strümpfe, die natürlich seitdem sehr verbessert worden ist. Es existirt ein hübsches altes Gemälde über dieses interessante Factum, welches uns die Wahrheit der Ueberlieferung kaum bezweifeln läßt. Dieses Gemälde stellt William Lee dar, wie er seine neue erfundene Strümpfwirrmaschine einer jungen Strickerin zeigt, in welcher man also das Mädchen vermuthen darf, deren Emsigkeit wir ursprünglich unsere gewebten Strümpfe zu verdanken haben.

Hr. M. W. in J. Zur Vertilgung dieser schädlichen Insecten ist es gut, Kleiderchrants und Kommoden mit Cedernholz auslegen zu lassen, da den Motten der Geruch dieses Holzes unheimlich ist. Wo dies nicht thunlich, kann man auch durch eingestreute Splinter von Cedernholz oder Sträuchen russischen Leders die Motten fern halten; gedrochene Tabaksblätter, zwischen wollene und leinene Stoffe und Kleider gestreut, haben dieselbe Wirkung. Beliebt muß sein, wenn die Motten nicht dazu kommen sollen, nicht einzusammeln, sondern geräumig aufbewahrt, wenigstens einmal im Monat an die Luft gebracht und mit einem leichten Noth ausgepufft werden.

Hr. G. W. in K. Nur der kleinste Theil unserer Abonnentinnen theilt Ihren Geschmack, aus welchem Grunde wir Ihren Wünschen nicht in so ausgedehntem Maße genügen können.

Hr. H. W. in Sp. Sie werden die gewünschten Chiffren erhalten.

Wir haben für diejenigen unserer Abonnentinnen, welche den Bazar von Nr. 25 an (dem 3. Quartale) beziehen, eine kleine Anzahl Exemplare des zweiten Quartales, in welchem auch die Erzählung „Amy Moss“ beginnt, reservirt. — Zum bekannten Preise von 20 Sgr. ist dies Quartal durch die resp. Buchhandlungen und Post-Konten zu beziehen.

Die Administration des Bazar.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.